



Kommt Wiens zweite jüdische Gemeinde?

**Exklusiv:
Arisierungsakte Sindelar**



Liebe Leserin, lieber Leser!

Sollten Sie zufällig vor einigen Wochen beim Durchblättern des britischen Guardian, in den New York Daily News oder in der südafrikanischen Sunday Times auf eine Geschichte der Zeitschrift NU gestoßen sein – Sie haben richtig gelesen! Unzählige internationale Medien griffen die letzte NU-Titelstory über Schwarzeneggers Mentor Alfred Gerstl auf. Da Helene Maimanns brillante Geschichte just erschien, als Austro-US-Wahlkämpfer Arnold Schwarzenegger wegen angeblicher antisemitischer Aussagen unter Beschuss stand, war die internationale Resonanz überwältigend. Auch die aktuelle Ausgabe wird für Aufsehen sorgen: Der orthodoxe Rabbiner Jacob Biderman kündigt gegenüber NU an, eine eigene Gemeinde zu gründen. Mit Kritik an der IKG hält er sich zurück, de facto bedeutet dieser Schritt jedoch die Spaltung der jüdischen Gemeinde in Wien. Eine zweite Sensation ist Peter Menasse mit seiner Geschichte über das Wiener Fußball-Idol Matthias Sindelar gelungen: NU liegen alle Dokumente vor, die belegen, dass Sindelar direkt in die „Arisierung“ eines durch ihn beanspruchten Kaffeehauses in Wien-Favoriten involviert war – unter massivem Druck hatte der Besitzer das gut gehende Lokal hergegeben und wurde später ins KZ Theresienstadt deportiert. Für Austria-Fan Menasse besonders deprimierende Erkenntnisse.

Zuletzt ein riesiges Danke für jede einzelne Spende, die auf unser Konto (BA-CA 08573 923 300, BLZ 12000) eingegangen ist! Da wir uns ausschließlich privat finanzieren, ist Ihre Spende, Ihr Inserat, Ihr Abo für uns überlebenswichtig. Ab 2004 passen wir daher auch unseren Verkaufspreis an: 3 Euro kostet NU im Einzelverkauf, 10 Euro das jährliche Abonnement. Bleiben Sie uns treu – es zahlt sich aus!

Viel Vergnügen beim Lesen
wünscht

Saskia Schwaiger,
stv. Chefredakteurin

Seite 3 COVER Die zweite Gemeinde

Rabbiner Jacob Biderman will in Wien eine neue jüdische Gemeinde gründen, eine Konkurrenz zur IKG sieht er darin nicht.

Seite 7 FUSSBALL Parteigenosse Sindelar

Wunderteam-Fußballer Matthias Sindelar erwarb 1938 ein Kaffeehaus, dessen Besitzer unter massiven Druck gesetzt und letztlich deportiert wurde – NU liegt die Arisierungakte vor.

Seite 12 FILM Der traurige Komiker

Hans Moser war während der NS-Zeit als Künstler bevorzugt. Riskierte aber alles, um seine jüdische Frau zu schützen.

Seite 16 GESCHICHTE „Arische“ Bäder

Schon viele Jahre vor der Machtübernahme durch die Nazis wurden Juden aus Fremdenverkehrsarten ausgeschlossen.

Seite 20 INTERVIEW Paul Grünberg

Interview mit dem Holocaust-Überlebenden Paul Grünberg, der vor der Deportation im heutigen Ernst-Happel-Stadion von den Nazis anthropologisch vermessen wurde.

Seite 22 HINTERGRUND Ernst-Happel-Stadion

Die verdrängte Geschichte des Ernst-Happel-Stadions. Jetzt wurde eine Gedenktafel aufgestellt.

Seite 24 LITERATUR Imre Kertész im Gespräch

Nobelpreisträger Imre Kertész sprach in Wien mit Miguel Herz-Kestranek über seine Lebensgeschichte.

Seite 26 PORTRÄT Fern der Heimat

Der ehemalige Musikprofessor und -kritiker Walter Arlen wurde in Wien geboren. Eine Exilgeschichte.

Seite 28 BUCH Kulturindustrie frisst ihre Kritiker

Zum 100. Geburtstag von Theodor W. Adorno sind zahlreiche Bücher erschienen – ein Überblick.

Seite 30 IKG Streit um die Synagoge

Die Wiener Kultusgemeinde kämpft mit Finanzproblemen, die teure Renovierung der Synagoge Baden sorgt daher für Unruhe.

Seite 33 MUSIK Jüdisches vom Feinsten

Oberkantor Shmuel Barzilai hat eine neue CD herausgebracht.

Seite 34 MEINUNG Dajgezzen und Chochmezzen

Erwin Javor und Peter Menasse über die Perspektivlosigkeit in der österreichischen Parteienlandschaft.

Seite 36 MEINUNG II „Integration der Polterer“

Heide Schmidt über rechte Parteien in der Regierung – ein Vergleich zwischen Christoph Blocher und Jörg Häder anlässlich der Schweizer Wahlen.

Seite 38 MEINUNG III Alltagsgeschichten

Erwin Javor über die Vereinnahmung der IKG durch die Kronen Zeitung.

Neue Heimat für die Orthodoxie

| *Rabbiner Jacob Biderman geht in die Offensive: Mit dem Ziel, „etwas Gutes zu schaffen“ und das „Jiddisch-Sein“ in Wien zu verankern, haben er und Freunde für das zuständige Bildungsministerium einen Antrag auf Anerkennung einer Religionsgemeinschaft als Körperschaft öffentlichen Rechts vorbereitet und dort auch bereits hinterlegt. NU sprach mit Biderman über seine Pläne und seine Probleme mit der Kultusgemeinde.* |

Von Alexia Wernegger und Erwin Javor

Rabbiner Biderman gibt sich bescheiden und hoffnungsfroh. Streit will er vermeiden, sagt er, mit Kritik an der Kultusgemeinde halte er sich daher lieber zurück. Ihm gehe es in der jetzigen Situation darum, „auch für eine traditionelle jüdische Geisteshaltung den notwendigen rechtlichen Boden in Österreich zu bereiten“. Im Rücken hat Biderman dabei die weltweit tätige Chabad-Bewegung, die heute 2.600 Niederlassungen rund um den Globus zählt und sich als intellektueller Zweig des Chassidismus versteht. Die Lehre, das Lernen stehen im Mittelpunkt – und so sei im Zentrum der Chabad-Bemühungen in Wien auch die Ausbildung jüdischer Kinder.

Rund 340 Kinder und Jugendliche besuchen derzeit den Lauder Chabad Campus in Wien – geboten wird alles von der Kleinstkinderbetreuung bis zur Jüdischen Religionspädagogischen Akademie. Vermittelt wird ein gelebtes modern-orthodoxes Judentum – auch wenn rund ein Drittel der Eltern den Schabbes

nicht sehr genau einhält. Das Verhältnis des Anteils zwischen Aschkenasim zu Sephardim liege derzeit übrigens bei einem zu zwei Drittel, so Biderman.

„Unsere Aufgabe liegt im Bereich Bildung und Jiddischkeit“, betont der Rabbiner. Neun Schlichim (Abgesandte des Lubawitscher Rebbe) leben in Wien, darunter vor allem Lehrer und Rabbiner. Einer von ihnen besucht seit einiger Zeit – Schabbat für Schabbat und Feiertag für Feiertag – den Wiener Stadttempel, auch um dort mit Leuten zusammenzutreffen, die daran interessiert sein könnten, ihr jüdisches Wissen noch weiter zu vertiefen. Seine Tätigkeit zeige durchaus Früchte, betont Biderman. Der Schaliach gebe bereits vereinzelte Schiurim, also Unterrichtsstunden, und werde im Übrigen auch von Oberrabbiner Paul Chaim Eisenberg willkommen geheißen. Einen Wettbewerb mit dem Stadttempel sieht Bidermann daher nicht. Und streut Eisenberg Rosen. ▶



Fotos: © P. Rigaud

Hat beim Bildungsministerium Antrag auf Anerkennung einer Religionsgemeinschaft eingebracht: Rabbiner Jacob Biderman



Wie würde es dann aussehen, wenn neben der IKG eine zweite Körperschaft öffentlichen Rechts entstünde? Gäbe es dann auch zwei Oberrabbiner, die nach außen eine Sprecherrolle einnehmen? Biderman: „Ich glaube, Oberrabbiner Eisenberg kommt sehr gut an in Österreich, er hat eine sehr volksnahe, einfache Art, jüdische Themen zu vermitteln, und es wäre doch nicht unmöglich, dass er das für uns alle weitermacht.“

Doch gegenüber Behörden und der öffentlichen Hand sei es für seine Gruppe wichtig, die Möglichkeit zu haben, als eigene Körperschaft öffentlichen Rechts aufzutreten, betont Biderman. Und zwar „trotzdem auch schon bisher alle jüdischen Institutionen in Österreich ihre Förderungen direkt von der öffentlichen Hand beziehen“.

Die Zusammenarbeit mit dem Bund und der Gemeinde Wien funktioniert laut Biderman „sehr gut und verdient Lob und Anerkennung“. Insofern versteht er auch Kritiker nicht, die ihm entgegenhalten, mit der Gründung einer neuen jüdischen Körperschaft könnten seitens der öffentlichen Hand deren Interessen gegen die der Kultusgemeinde ausgespielt werden und umgekehrt. Biderman verweist hier vielmehr auf ein Urteil des Verfassungsgerichtshofes und das entsprechende Bundesgesetz, „wonach die Bedürfnisse der orthodoxen Juden von dieser alleinigen IKG nicht erfüllt werden“.

Und: Biderman ist auch überzeugt, „dass das zu keiner Spaltung führen wird“. Denn: Die Orthodoxen hätten bereits jetzt ihre eigenen Kultuseinrichtungen. Es gehe lediglich

darum, dass das, was schon seit jeher de facto gegeben sei, auch vom Staat de jure anerkannt werde. Er sei überzeugt, diese Teilung werde „eher zum friedlichen Zusammenleben führen“ und kann sich, wo dies möglich ist, auch Kooperationen gut vorstellen. Biderman verweist dabei auf das Beispiel Schweiz. Dort gebe es mehrere jüdische Körperschaften öffentlichen Rechts und gleichzeitig „eine enge Verflechtung und Harmonie unter allen Juden“.

Auch, was die Finanzsituation der einzelnen jüdischen Einrichtungen angeht, betont Biderman, diese müssten bereits jetzt schauen, wie sie sich finanzieren. Hier würde durch die Neuschaffung einer weiteren Gemeinde also keine Schlechterstellung erfolgen. Fakt sei: Alle Einrichtungen würden auch ohne IKG bestehen. Eine wichtige Rolle spiele die Kultusgemeinde lediglich im Bereich Matrikelstelle, bei der Friedhofsverwaltung sowie der Sicherheit.

Stipendien und Unterstützungen für Chabad-Schüler seitens der Kultusgemeinde wurden übrigens nicht nur gekürzt, sondern gänzlich gestrichen – und die dadurch frei werdenden Mittel anderen Vereinen angeboten, lässt sich Biderman dann doch zu Kritik an der IKG-Führung hinreißen. Diese Vorgangsweise sieht der Rabbiner jedoch weniger als Affront gegenüber Chabad denn vielmehr gegenüber den betroffenen Eltern, die schließlich auch Gemeindemitglieder seien. Er freue sich aber, dass nur ein Kind die Schule verlassen habe und der Rest der Elternschaft ab 2004 für das gesamte Schulgeld aufkommen werde. ➤



Biderman: „Die Bedürfnisse der orthodoxen Juden werden von der IKG nicht erfüllt.“



Biderman: „Die Vertreter der jüdischen Gemeinde sollen auftreten mit jüdischer Würde, integer, souverän – nicht zu verwechseln mit Chuzpe und Arroganz.“

Im Übrigen meint Biderman, dass im Wettbewerb der jüdischen Schulen die Klientel, also der Zulauf entscheiden soll. Die Gemeinde ihrerseits sollte Schulen nicht direkt, sondern nur über die Eltern fördern – also eine Art Schulgeld in Anlehnung an das staatliche Kindergeld auszahlen. Für Stipendien sollte es zudem generell objektive Kriterien geben.

Noch erzürnter ist Biderman darüber, dass der Kultusvorstand die Sicherheitsleute vor dem Campus ab 2004 abziehen lässt und „zynischerweise“ IKG-Präsident Ariel Muzicant parallel dazu die Eltern der Chabad-Schüler in einem Schreiben vor der schlechten Sicherheitssituation gewarnt habe. „In Wirklichkeit war das eine akkordierte Aktion gegen die Schule und es wurde damit ein klares Signal ausgesprochen: Ihr seid draußen“, meint Biderman und legt NU währenddessen den Originalbrief Muzicants vor. Wie Biderman überhaupt hinsichtlich des Umganges der IKG-Führung mit dem Thema Geld besorgt ist. Zu sehr würden die Finanzen in der Öffentlichkeit als Hauptthema hochgespielt. Geld sei zwar ein wichtiges Mittel, aber kein Ziel. „Wenn nur über Geld gesprochen wird, wo bleibt die Botschaft an die Jugend unserer Gemeinde, Inhalte, Ideale, Werte?“

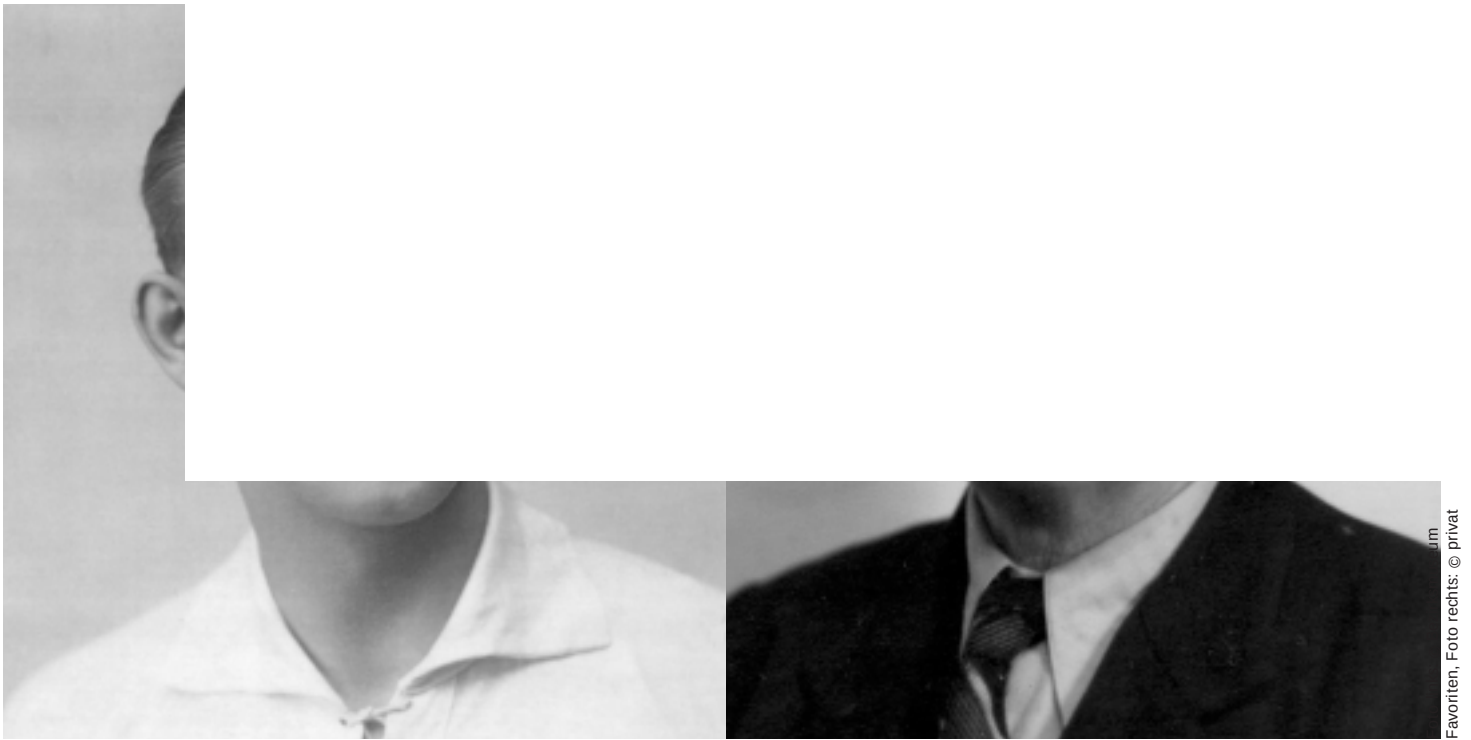
Die Richtung, die er nun eingeschlagen habe, sei damit auch im Licht des Friedens zu sehen, betont Biderman. Statt intern zu streiten und sowieso de facto ausgeschlossen zu werden, sei es besser, eigene Wege zu gehen.

Biderman hält fest: Aus seiner Sicht soll eine jüdi-

sche Gemeinde „auch eine moralische Instanz sein, die ihren Mitgliedern Geistigkeit und soziale Gerechtigkeit in gleichem Maße vermittelt. Die Gemeinde soll Integrität, jüdische Würde und Souveränität besitzen und ausstrahlen, nach innen und nach außen“. Und: „Eine solche Körperschaft würde selbstverständlich auch nicht polarisieren, weder innerhalb der Gemeinde noch zwischen den Gemeinden und deren Umgebung. Die Vertreter dieser jüdischen Religionsgemeinschaft sollen mit Würde auftreten, integer, souverän – mit jüdischer Würde, nicht zu verwechseln mit Chuzpe und Arroganz.“

Der Antrag auf Einrichtung einer anerkannten jüdischen Körperschaft öffentlichen Rechts, ausgestattet mit den notwendigen Dokumenten und Unterstützungsunterschriften, liege jedenfalls bereit, bestätigt Biderman. Noch sei aber nichts finalisiert, nichts entschieden. Der Weg zeige in diese Richtung – das Ende sei aber ein offenes.

Ob es eine Alternative wäre, wenn er im Kultusvorstand vertreten wäre? Er persönlich würde derzeit diesem Gremium, das sich als Autorität sehe, nicht angehören können, antwortet Biderman. Schließlich würden dort nicht alle Entscheidungen auf Konformität mit dem Schulchan-Aruch-Kodex, also dem Grundbuch der Halacha, geprüft, wie es aus religiöser Sicht für den Vorstand einer jüdischen Gemeinde erforderlich wäre. Und das ist nicht im Sinn von Rabbiner Jacob Biderman. ■



Fußball-„Wunder“ Matthias Sindelar (links). Arisierungsoffer Leopold Simon Drill (rechts): im KZ Theresienstadt umgekommen

Parteigenosse Matthias Sindelar

| *Friedrich Torberg hat den Wunderteam-Fußballer Matthias Sindelar mit einem legendären Gedicht zu einem Opfer des Nationalsozialismus gemacht. NU wurden jedoch just zu Sindelars 100. Geburtstag Dokumente übergeben, die zeigen, dass sich der Fußballer 1938, wenige Monate vor seinem Tod, im Zusammenspiel mit den Nazi-Behörden ein jüdisches Kaffeehaus angeeignet hat.* |

Von Peter Menasse

Friedrich Torberg hat ihm nach dem Krieg ein literarisches Denkmal gesetzt. Mit seinem Gedicht „Auf den Tod eines Fußballers“ machte er Matthias Sindelar zum großen Märtyrer, der keinen anderen Ausweg vor dem Nationalsozialismus wusste, als in den Selbstmord zu gehen: „Er war gewohnt zu kombinieren, und kombinierte manchen Tag. Sein Überblick ließ ihn erspüren, dass seine Chance im Gashahn lag.“

Tatsächlich ist Matthias Sindelar, der Mittelstürmer des einstigen Wunderteams, am 23. Jänner 1939 in der Wohnung seiner Freundin Kamilla Castagnola an einer Rauchgasvergiftung gestorben. Die Zeitungsmeldungen über die Todesursache waren zunächst so widersprüchlich, dass alle möglichen Spekulationen, von Unfall über Selbstmord bis hin zu Mord, die Runde machten. Besonders die „Illustrierte Kronen-Zeitung“ erging sich

in wüsten Spekulationen und berichtete zwei Tage nach Sindelars Tod, dass alle Anzeichen darauf hindeuteten, „dass dieser prächtige Mensch, dieser vorbildhafte Sportsmann das Opfer eines Giftmordes geworden ist.“

Am 27. Jänner meldete schließlich „Das Kleine Volksblatt“, dass die Obduktion der Leiche eindeutig eine Vergiftung durch Kohlenoxidgase ergeben habe. Laut „Feuerschutzpolizei“ sei ein Kamingebrechen der Auslöser der Tragödie gewesen.

Dennoch hat sich das Bild von Matthias Sindelar als Opfer des Nationalsozialismus dank Torberg unter den vielen verschiedenen Spekulationen durchgesetzt. So schön das Gedicht vom „Kind aus Favoriten“, das vom Leben nicht viel wusste und nur fürs Fußballspiel lebte, auch sein mag, es ehrt den Falschen. Der Zeitung NU übergebene

Friedrich Torberg
Auf den Tod eines Fußballers

Er war ein Kind aus Favoriten und hieß Matthias Sindelar.
Er stand auf grünem Platz inmitten, weil er ein Mittelstürmer war.
Er spielte Fußball, und er wusste vom Leben außerdem nicht viel.
Er lebte, weil er leben musste vom Fußballspiel fürs Fußballspiel.
Er spielte Fußball wie kein Zweiter, er stak voll Witz und Phantasie.
Er spielte lässig, leicht und heiter, er spielte stets, er kämpfte nie.
Er warf den blonden Schopf zur Seite, ließ den Herrgott gütig sein,
und stürmte durch die grüne Weite und manchmal bis ins Tor hinein.
Es jubelte die Hohe Warte, der Prater und das Stadion,
wenn er den Gegner lächelnd narrete
und zog ihm flinken Laufs davon.
Bis eines Tags ein anderer Gegner ihm jählings in die Quere trat,
ein fremd und furchtbar überlegener,
von dem's nicht Regel gab noch Rat.
Von einem einzigen harten Tritt fand sich der Spieler Sindelar
verstoßen aus des Planes Mitte, weil das die neue Ordnung war.
Er war gewohnt zu kombinieren, und kombinierte manchen Tag.
Sein Überblick ließ ihn erspüren, dass seine Chance im Gashahn lag.
Das Tor, durch das er dann geschritten, lag stumm und dunkel ganz und gar.
Er war ein Kind aus Favoriten und hieß Matthias Sindelar.

Sindelar wie die Wiener ihn liebten: Er war Mittelstürmer im Wunderteam

Dokumente zeigen ein ganz anderes Bild des Mannes, der so gut kombinieren konnte. Matthias Sindelar hat im Zusammenspiel mit den Institutionen des Nationalsozialismus ein Kaffeehaus „arisiert“ und den jüdischen Besitzer unter massivem Druck seines Eigentums beraubt.

Das Kaffeehaus „Annahof“ in der Laxenburger Straße 16 im Wiener Arbeiterbezirk Favoriten war bis zur Machtübernahme durch die Nationalsozialisten ein gut gehendes Lokal. Aus dem Protokoll eines Sachverständigen von 1938 im Auftrag der „Arisierungsstelle“ geht hervor, dass sich je zur Hälfte jüdische und nichtjüdische Gäste bei Kaffee und Zeitung an den 37 Marmortischen trafen. Die großen Wohnhäuser in der Umgebung, ein Werk von BMW und ein Arbeiterwohnheim sorgten für einen steten Nachschub an Besuchern. Noch im Jahr 1937 hatte der Besitzer Leopold Simon Drill mit seinem Betrieb einen Umsatz von umgerechnet 76.000 Reichsmark gemacht. Das entsprach einem Betrag von 114.000 Schilling, wobei ein kleiner Mokka damals etwa 60 Groschen kostete.

Bereits am 27. April 1938 setzte der „Staatskommissar in der Privatwirtschaft“ einen langjährigen Parteigänger der NSDAP, Franz Roithner, als kommissarischen Verwalter ein. Die erste Maßnahme des Aufpassers bestand darin, „Ariern“ den Besuch des Kaffeehauses zu untersagen. Das Kaffeehaus verlor damit zwar auf einen Schlag die Hälfte seiner Gäste, wurde aber in den nächsten Monaten immer mehr zum Treffpunkt der jüdischen Bevölkerung, die ihrerseits vom Besuch der meisten anderen Lokale ausgeschlossen war. In einem seiner Berichte stellte der Verwalter fest, dass der Geschäftsgang auch nach dem „Umbruch“ sehr gut war.

Dennoch trafen Mitte Juni 1938 zwei Anträge bei der Arisierungsstelle der Gast- und Schankgewerbe-Innung ein: der „Kaufantrag“ des Berufsfußballers Matthias Sindelar für das Kaffeehaus Annahof und die korrespondierende „Verkaufsanmeldung“ des Cafetiers Drill.

In den nächsten Tagen wurde der Antrag von Matthias Sindelar um einige fehlende Dokumente ergänzt. Als Erstes brachte Sindelar,

der aus einer tschechischen Einwandererfamilie stammte, eine handschriftliche, eidesstattliche Erklärung bei, dass er arischer Abstammung sei.

Als Nächstes folgte die Unterstützung der Partei: Zwar hatte Sindelar noch im Antragsformular in der Rubrik „Ist der Bewerber Parteimitglied?“ mit „Nein“ geantwortet, doch bereits zwei Wochen später erreichte die Arierungsstelle ein Schreiben der „Kreisleitung IV der NSDAP-Gau Wien“, in dem festgehalten wird, „dass gegen die politische Einstellung des Parteigenossen Matthias Sindelar keine Bedenken bestehen“.

Auch der österreichische Fußballverband, umbenannt zu „Deutsche Reichsliga Gau XVII – Fußball“, ersuchte die Arierungsstelle, „dem besonderen Wunsch des Reichssportführers nachzukommen und seinem Interesse an der Vormachtstellung des deutschen Sports zu entsprechen“.

Matthias Sindelar hatte alle Register gezogen und sich jedem Diktat gebeugt, um das Kaffeehaus des Leopold Drill zu übernehmen. Was aber hatte Drill bewogen, dem Verkauf seines gut gehenden Lokals zuzustimmen? Dazu wurde NU jetzt ein Dokument übergeben, das zeigt, wie Drill unter einen nicht zu ertragenden Druck gesetzt wurde.

Der kommissarische Verwalter des Cafés Annahof verfasste am 9. August 1938 einen Schlussbericht, in dem er beschreibt, wie es

*2. Aufl.
Sindelar*

*Erklärung
Ich erkläre an Eidesstatt dass ich
Arischer Abstammung bin*

Wien den 2. Juli 1938.

Matthias Sindelar

Eidesstattliche Erklärung Sindelars über seine „arische Abstammung“

ihm und den Nazi-Behörden gelang, Drill vom Verkauf zu überzeugen:

„All mein Zureden, auch der mir zu Gebote stehende Druck hatte keinen Erfolg. Erst durch die Aktion der Kripoleitstelle Ende Mai war es mir möglich, ihn endlich so weit zu bringen, den Verkaufsantrag einzubringen. Es wurde damals veranlasst, dass mehr als die Hälfte der jüdischen Gäste in das Konzentrationslager Dachau aus verschiedenen Gründen eingeliefert wurden. Unter ihnen war auch der Sohn des Besitzers, der in den letzten Jahren der eigentliche Geschäftsführer war.“

Leopold Drill war am Ende. Am 3. August erschien er gemeinsam mit Matthias Sindelar und dem kommissarischen Verwalter Franz Roithner beim Notar, um den „Verkauf“ zu fixieren. Als Preis wurden 20.000 ►



Foto: © Bezirksmuseum Favoriten

Außenansicht des „Café Sindelar“ in der Wiener Laxenburgerstraße



Foto: © Bezirksmuseum Favoriten

Matthias Sindelar in „seinem“ Café:
Mehr als die Hälfte der jüdischen Gäste kam ins KZ Dachau

Reichsmark vereinbart, von denen 5.000 in kleinen Raten ab 1939 fällig wurden. Die restlichen 15.000 Reichsmark kamen auf ein Treuhandkonto, um „alle Schulden und Verpflichtungen des Verkäufers ... nach den Weisungen der Devisenstelle ... zu bezahlen.“ Drill wurde verpflichtet, seine Konzession zu Gunsten des Käufers zurückzulegen und verzichtete „auf das Recht der Anfechtung wegen Verletzung über die Hälfte des wahren Wertes“.

Viel Chance auf Anfechtung hat Leopold Simon Drill ohnehin nicht gehabt. Von den 15.000 Reichsmark ist ihm kein Pfennig zugegangen: Arierungsabgabe, plötzlich auftauchende Forderungen des Oberkellners, vom Verwalter nicht bezahlte Krankenkassenabgaben und andere dubiose Forderungen ließen den Betrag nicht nur hinschmelzen, sondern machten aus Drill einen verschuldeten Mann. Bald darauf wurde er nach Theresienstadt deportiert und starb dort. Sein Sohn wurde aus dem KZ Dachau nach Buchenwald verlegt, von dort 1939 entlassen und konnte anschließend nach England fliehen.

Nach Matthias Sindelars Tod im Jänner 1939 wurde seiner Mutter die Übernahme des

Kaffeehauses untersagt. Der „Kreiswirtschaftsberater“ der NSDAP klassifizierte Maria Sindelar als unzuverlässig: „Genannte ist Nationaltschechin, die für die Bewegung absolut nichts übrig hat. Sie war stets gegnerisch eingestellt, verteilt an tschechische Kinder Lebensmittel, ist eine große Egoistin, die nur auf sich bedacht ist. Einer Förderung durch den NS-Staat nicht würdig!“

Just zum 100. Geburtstag von Matthias Sindelar muss seine Lebensgeschichte umgeschrieben werden. Noch zu Pfingsten dieses Jahres wurde zu Ehren des vermeintlichen Antifaschisten ein Fußballturnier von Migrantenvereinen als Symbol für Antirassismus veranstaltet. Im September diskutierte dann der Wiener Gemeinderat auf Antrag der SPÖ über die Ehrengräber aus der NS-Zeit. Laut einem Rechtsgutachten des Magistrats sind Ehrungen aus dieser Zeit nicht gültig. Eine Historikerkommission unter Leitung des Wiener Restitutionsbeauftragten Kurt Scholz prüft derzeit, was mit den Gräbern zu geschehen hat.

Wie auch immer die Verantwortlichen entscheiden werden – Matthias Sindelar war kein Ehrevoller. Ob ihm das unter den herrschenden Bedingungen möglich gewesen wäre, soll hier nicht diskutiert werden. Zu gedenken gilt es wohl eher des Verlierers im Match gegen die Nazis und des Mittelstürmers Sindelar: „Das Tor, durch das er dann geschritten, lag dunkel ganz und still. Er war ein Kind aus Favoriten, und hieß Leopold Simon Drill.“ ■



Foto: © Bezirksmuseum Favoriten

Innenansicht: Drill wollte das gut gehende Café nicht verkaufen

Matthias Sindelar ist tot.

Der Mittelfürmer des einstigen „Wunderteams“ wurde gestern vormittag in einer Wohnung in der Inneren Stadt tot aufgefunden. — Die Wohnungsinhaberin tief bewusstlos ins Krankenhaus gebracht. Völlige Unklarheit über die Ursachen der Tragödie.

Der beste Wiener Fußballer des letzten Jahrzehnts.

Eine Nachricht, die alle Anhänger des Fußballs umfassen, wobei immer Sindelar Frau Gellagnola je besucht hat. Auch Hoffnungen mit Trauer erfüllt und weit über mehr die Aufmerksamkeit an haben gewann. Daß der Hausbesitzer hatte keine Ahnung, da nun

info

Wie Leopold Simon Drill um sein Vermögen betrogen wurde

Im Jahr 1937 nahm Leopold Drill mit seinem Kaffeehaus umgerechnet 76.000 Reichsmark (114.000 Schilling) ein. Ein kleiner Mokka kostete 1937 etwa 40 Pfennig (60 Groschen). Der beeidete Sachverständige Julius Vesely schätzt im Juni 1938 in einem Gutachten den Wert des Kaffeehauses zum Stichtag 10. 3. 1938 mit 40.000 Reichsmark und veranschlagt zusätzlich für die Gewerbeberechtigung 5.000 bis 6.000 Reichsmark. Er stellt aber gleichzeitig fest, dass „mit Rücksicht auf die heutigen, momentan bestehenden Besitzverhältnisse und den damit verbundenen Rückgang des Geschäftsumsatzes der Betrieb mit 30.000 bis 32.000 Reichsmark zu bewerten ist.“ Matthias Sindelar bietet bei der Arisierungsstelle 20.000 Reichsmark an und bekommt um diesen Betrag den Zuschlag. Davon sind 5.000 Reichsmark in Raten ab 1939 zu zahlen. Sie werden ihren Empfänger nicht mehr erreichen.

15.000 Reichsmark kommen auf ein Sperrkonto (Einlagebuch Nr. 235.391 bei der „Creditanstalt-Wiener Bankverein“ in der Schottengasse).

Es treffen Forderungen verschiedener Personen und Institutionen ein, die zusammen weit über 15.000 Reichsmark ausmachen: Arisierungsabgabe, Krankenkassen-Rückstände, Erwerbs- und Einkommenssteuer, Einkommenssteuer des in Dachau eingesperrten Sohns, Verkaufsvermittlung durch die Realitätenvermittlerin Marie Hackmüller, Instandsetzungsarbeiten, Forderungen des Kreditvereins der Ersten Österreichischen Spar-Casse, „welcher die Rückzahlung von Darlehen verlangt“, Forderungen von Mitarbeitern, die behaupten, nicht richtig entlohnt worden zu sein etc.

Leopold Grill bekommt für sein Kaffeehaus schlussendlich überhaupt keine Bezahlung.

Der Fußballer Matthias Sindelar

Matthias Sindelar wurde 1903 im mährischen Dorf Kozlov bei Jihlava geboren. Die Familie zog, wie zehntausende Tschechen auch, am Anfang des 20. Jahrhunderts nach Wien in den Arbeiterbezirk Favoriten. Er begann seine Fußballkarriere beim Favoritner Klub Hertha, von wo er 1924 zur Wiener Austria wechselte. Dort wurde er zum vergötterten Fußballstar, zu einem schon zu Lebzeiten legendären Helden

für die von der Wirtschaftskrise und der instabilen politischen Lage schwer getroffenen Österreicher. Sindelar, der seines schwächtigen Körpers wegen der „Papierene“ genannt wurde, spielte 56 mal im Nationalteam, gewann mit der Austria zweimal den Mitropacup, den Vorläufer der europäischen Cupbewerbe, und galt in ganz Europa als ein Ästhet des Fußballspiels.

Stichwort „Arisierung“

Von etwa 33.000 jüdischen Betrieben wurden bis Anfang 1940 etwa 7.000 aufgelöst und 5.000 „arisiert“ – die übrigen 21.000 liquidiert. Die „Entjudungen“, wie die „Arisierungen“ auch genannt wurden, waren Enteignungen zumeist zu Gunsten von verdienten Parteigenossen.

Siehe dazu: Hans Safrian/Hans Witek, Und keiner war dabei, Wien 1988

Irene Etzersdorfer, Arisiert, Wien 1995

Bericht der Historikerkommission (www.historikerkommission.gv.at)



Fotos: © Hans Moser Nachlass, Wiener Stadt- und Landesbibliothek

Privates Urlaubsfoto mit Ehefrau Blanca (Mitte) und einer Bekannten

Die Tragödie eines Komödianten

| Vor 40 Jahren starb der beliebte Schauspieler Hans Moser. Bis zuletzt lebte er mit seiner Ehefrau Blanca, die er abgöttisch liebte, in Wien. Die Geschichte der Jüdin Blanca Moser beleuchtet auch die unbekannte, tragische Facette der Karriere von Hans Moser während der Nazizeit. |

Von Saskia Schwaiger

Hans Moser war schon dreißig Jahre alt, als er Blanca Hirschler kennen lernte. Er war knapp 1,58 Meter groß, nuscelte und hatte so gar nichts von der äußeren Erscheinung eines Clark Gable. Von einem Theaterengagement im böhmischen Kurort Teplitz-Schönau als „jugendlicher Liebhaber mit Tanz- und Chorverpflichtung“ kehrte er damals gerade auf Heimurlaub nach Wien zurück. Blanca war die Schwester zweier Schauspielkollegen, deren Familie er Grüße übermitteln sollte. In der Wiener Pressgasse, wo Moser bei Mama Hirschler vorstellig wurde, traf er erstmals die zwanzigjährige Blanca. Es war, wie beide später erzählten, „Liebe auf den ersten Blick“.

Sie heirateten ein Jahr später, 1911. Zwei Jahre darauf wurde die einzige Tochter, Grete, geboren. Moser war bis dahin ein Hallodri gewesen: war von einer Bühne zur nächsten getingelt, spielte an Wanderbühnen und Provinztheatern, konnte wohl mehr schlecht als

recht von seinem Einkommen leben und hatte oft seine Gage noch am Abend der Aufführung in Cafés und Nachtlokalen verjubelt. Blanca Hirschler nahm fortan Leben und Karriere des jungen Schauspielers in die Hand: Sie war Ehefrau, Gefährtin und nicht zuletzt Finanzministerin, führte penibel Buch über Ein- und Ausgaben, teilte ihm sein Taschengeld zu und begleitete ihn zu Vorstellungsgesprächen. Moser vergötterte seine Frau, obwohl sie zum Teil wohl auch dem Bild jener starken, dominanten Frauen entsprach, die er in seinen Filmen so gern persiflierte.

Mosers Aufstieg zum Komiker begann mit Sketches auf Wiener Kabarettbühnen, wo er unter anderem jene traurig-komische Figur entwickelte, für die er später so berühmt und beliebt wurde: der Dienstmann. Der Sketch wurde erstmals 1928 auf Zelluloid gebannt, 1951 folgte der Spielfilm „Hallo Dienstmann“ von Franz Antel. Moser verkörpert schon sehr früh den unterdrückten „kleinen

Mann“, den ewigen Nörgler und Raunzer, der immer wieder durch die Herrschenden gedemütigt wird und letztlich – irgendwie doch zufrieden und glücklich – auf seinen angestammten Platz verwiesen wird. Er bleibt dabei immer genügsam, hilft den noch Schwächeren, den Frauen, den Kindern. Den Sprung vom Bühnenkomiker zum Filmdarsteller schafft Moser mühelos und im Wien der 1930er Jahre war Moser in der Öffentlichkeit bald zu einer populären Figur geworden.

Auch während des Nationalsozialismus wird Moser als Filmstar gefeiert und wirkt in mehreren Unterhaltungsfilmen mit. Seine Position ist klar und widersprüchlich zugleich: Er ist ein Star, ein Publikumsliebbling, auf den auch die Nazi-Propagandamaschinerie nicht verzichten kann. Dass er bereits 1924 in einem Stummfilm („Eine Stadt ohne Juden“) einen antisemitischen Abgeordneten bis zur Lächerlichkeit karikiert hat, schränkt offenbar seine Nutzbarkeit für das NS-Regime nicht ein. Problematischer ist seine Ehe zu Blanca, denn Blanca ist Jüdin.



Hans Moser mit seiner Frau Blanca und der zweijährigen Gretl



Hans Moser mit seiner Tochter Gretl (mitte) und Ehefrau Blanca (rechts)

Der Filmstar Hans Moser erhält wie auch einige andere, für die Nazis „brauchbare“ Künstler eine Sondergenehmigung des Reichskulturministeriums in Berlin. Diese – vor der Öffentlichkeit geheim zu haltende – Liste vermerkt die „rassische“ Zugehörigkeit der Ehepartner dieser Künstler und gestattet ihnen trotz dieses „Makels“ weiterzuarbeiten. Tatsächlich wurde auch Moser immer wieder nahe gelegt, sich scheiden zu lassen, was nach damaliger Rechtsauffassung ohne weitere Angabe von Gründen möglich gewesen wäre. Er verweigert. Es folgt eine dramatische Zeit für Moser, ständig getrieben von der Angst, seine Frau zu verlieren.

Ganz zu Anfang nehmen die beiden die Gefahr allerdings noch nicht wirklich ernst: Moser schickt Frau und Tochter zunächst für einige Wochen in den noblen italienischen Badeort Rimini. Seine Tochter wandert noch im selben Jahr mit ihrem Mann nach Argentinien aus. Im selben Sommer lässt sich Blanca in der Pfarre von Unter St. Veit katholisch taufen – eine völlige Fehleinschätzung, denn die Sondergesetze der Nazis betrafen „Jüdischstämmige“, also auch Blanca, die ab Oktober 1938 den Vermerk „J“ in ihrem Pass tragen muss.

Ohne ihr Wissen verfasst Hans Moser am 4. Oktober 1938 ein Gnadengesuch an Adolf Hitler (siehe Faksimile), in dem er „meinen Führer“ bittet, die Sondergesetze für seine Frau zu erlassen – der Brief erfüllt seinen



Moser als junger Mann:
Erster Auftritt in Wien 1902 im Theater in der Josefstadt

Zweck, Blanca Moser werden als so genannter „Ehrenarierin“ vorläufig die Sonderbestimmungen erlassen.

Bereits beim ersten Wienbesuch von Propagandaminister Joseph Goebbels bestürmt Moser ihn, seiner Frau Schutz zu gewähren, was Goebbels am 13. Juni 1938 in seinem Tagebuch vermerkt: „Mittags hinauf zum Cobenzl. Unten liegt dieses herrliche Wien. Wir verbringen Mittag und Nachmittag in lustiger Künstlergesellschaft ... ich beruhige Hans Moser, den man hier viel gespielt hat. Er weint vor Freude ... und dann sitzen wir im Künstlerkreis in Grinzing in einem Garten, der Mond steht über mir, laue Sommerluft, die

Geigen schluchzen. Hans Moser singt Heurigenlieder. Es ist eine unbeschreibliche Romantik. Heller Tag, als ich ins Hotel zurückkehre.“ Goebbels schien für Moser nicht viel übrig zu haben, erkannte aber den Nutzen des populären Schauspielers für seine eigenen Interessen, denn der Unterhaltungsfilm spielte neben der Kriegspropaganda eine – mit Fortschreiten der Kriegsjahre nach 1939 – immer wichtigere Rolle. „Schließlich ist das Kino und das Theater doch das Einzige geblieben, das dem kleinen Mann zur Erholung zur Verfügung steht“ (Goebbels). Seine Filmengagements erhielt Moser fast ausschließlich von der „Wien-Film“, die sich im Gegensatz zu anderen Filmstudios auf leichte Unterhaltung spezialisiert hatte und bis zu Kriegsende trotz strenger Zensur produzierte.

Dabei ist generell anzumerken, dass es während des NS-Regimes immer wieder schwarze und weiße Künstlerlisten gab. Bereits 1938 ließ Reichskulturminister Joseph Goebbels eine Liste erstellen, die Künstlern eine Steuerbegünstigung von 40 Prozent ihres Einkommens einräumte. Spätere UK-Listen („unabkömmlich“ = Wehrdienstlerlass) zeigen, dass diese Listen nicht nur politische Sympathisanten begünstigten, sondern dass offenbar auch Darsteller „reiner“ Unterhaltung als systembewahrend und für das System als „schmückend“ eingestuft wurden – ein Kriterium war dabei ihr finanzieller Erfolg, das Jahreseinkommen lag dabei bei 100.000 Reichsmark.

Moser selbst war einer der Spitzenverdiener des deutschen Films. Auf einer der Präferenzlisten wird seine Tagesgage mit 2.000 Reichsmark angegeben, er wird dabei nur von Heinrich George und Eugen Klöpfer übertroffen. Einen Teil seiner Gage – das ließ er sich vertraglich festschreiben – überwies er jeweils an seine Frau, die inzwischen nach Budapest geflüchtet war. Dass Moser sehr unter der Trennung litt, belegen Briefe und Aussagen seiner Freunde. So berichtet sein Filmpartner Fritz Imhoff: „Am Abend nach den Filmaufnahmen sind wir in einem Restaurant am Kurfürstendamm gesessen. Der Hans hat immer wieder von seiner Blanca gesprochen, war furchtbar traurig, und plötzlich sind ihm die Tränen gekommen und er hat geweint.“ Immer wieder fährt er nach Budapest, um sie in dem kleinen Hotel zu treffen, in dem sie die Jahre verbringt.

Am 19. März 1944 schließlich soll in Ungarn

eine deutsche Militärdiktatur errichtet werden, Adolf Eichmann reist persönlich nach Budapest, um die „größte und schnellste Einzelaktion“ der „Endlösung“ zu organisieren – eine halbe Million ungarischer Juden wird nach Auschwitz deportiert. Ein bemerkenswertes Dokument an das Auswärtige Amt Berlin vom 4. April 1944 stellt unter „Betrifft: Schauspieler Hans Moser“ fest: „Der Obengenannte gehört zu jenen Personen, die aufgrund allerhöchster Entscheidung vor allen möglichen beabsichtigten Maßnahmen zur weiteren Säuberung unseres Volkes von Angehörigen der jüdischen Rasse auszunehmen sind ...“, die Botschaft daher angewiesen, „die zuständige ungarische Stelle in Kenntnis zu setzen, damit von dort aus gegen die Ehefrau des Genannten keine diesbezüglichen Schritte unternommen werden können“.

Im Oktober 1944 nimmt Moser nach fünfjähriger Trennung seine Frau an der ungarischen Grenze in Empfang. Moser lebt bis zu seinem Tod im Juni 1964 mit seiner Frau Blanca in Wien, Blanca stirbt zehn Jahre später.

Mosers Filmkarriere geht nach dem Krieg unermüdlich weiter, er spielt in zahlreichen Filmen mit, wobei ihn kaum Drehbuch oder Regisseur interessiert. Er bringt es zwischen 1921 und 1963 auf insgesamt 150 Filme und zu einem nicht unbeträchtlichen Vermögen. Freunde Mosers jedoch berichten, dass die Tragödie um Blanca, die fünf Jahre der Demütigung, Angst und Einsamkeit, Hans Moser innerlich gebrochen haben. ■



Filmplakat zu dem 1951 gedrehten Film „Hallo Dienstmann“ mit Paul Hörbiger



Brief an Hitler: Moser intervenierte 1938 für seine Frau

Literatur:

- Beckermann, Ruth/Blümlinger, Christa (Hg.): Ohne Untertitel – Fragmente einer Geschichte des österreichischen Kinos, Wien 1996
- Kresse, Dodo/Horvath, Michael: Nur ein Komödiant? Hans Moser in den Jahren 1938 bis 1945, Wien 1994
- Markus, Georg: Hans Moser – Der Nachlass, Wien 1989
- Rathkolb, Oliver: Führertreu und gottbegnadet – Künstlereliten im Dritten Reich, Wien 1991



Fotos: © S. Fischer Taschenbuch Verlag

Antisemitische Agitation der SA auf Norderney, Oktober 1933

Als die Sommerfrische „arisch“ wurde

| Viele Jahrzehnte vor der systematischen Verfolgung und Ermordung der Juden wurden im deutschen Kaiserreich und in der Donaumonarchie Juden ausgegrenzt, dort wo man es nicht unbedingt erwartet: in Fremdenverkehrsorten. Die Schattenseiten des Ferienidylls beschreibt der Historiker Frank Bajohr in seinem neuen Buch. |

Von Danielle Spera

Wer kennt sie nicht, jene berühmten Fotos, die etwa Sigmund Freud mit seiner Tochter Anna (wohlgemerkt im Dirndl), Arthur Schnitzler oder viele andere jüdische Intellektuelle, Schriftsteller und Künstler entspannt in der Sommerfrische zeigen. Diese Bilder sind trügerisch. Man könnte annehmen, dass sich Juden in Kur- oder Badeorten lange vor der Nazi-Zeit willkommen fühlen konnten. Doch die Wirklichkeit sah ganz anders aus. Antisemitismus und Ausgrenzung von Juden begannen schon lange vor der Machtergreifung der Nationalsozialisten. Die Anfänge finden sich um 1870 an

den Urlaubsstränden Nord- und Ostdeutschlands und wenig später in vielen Fremdenverkehrsorten der Donaumonarchie und später der Ersten Republik. Worüber man bisher nur spekulieren konnte, ist jetzt belegt. Der deutsche Historiker Frank Bajohr von der Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg hat die Anfänge des Antisemitismus in Bade- und Kurorten oder der klassischen Sommerfrische untersucht und ist zu dem Schluss gekommen, dass Juden sofort nach dem Beginn des einsetzenden Tourismus in Fremdenverkehrsorten nicht erwünscht waren.

Im deutschen Kaiserreich nahm die ostfriesische Insel Borkum eine Vorreiterrolle in Sachen Antisemitismus ein. „Juden und Hunde dürfen hier nicht herein!“ oder „Dieses Haus ist judenrein, verdammt soll jeder Jude sein“ war da an den Eingängen von Gasthöfen, Pensionen und Hotels zu lesen. Beleidigungen, Bedrohungen und tätliche Angriffe auf jüdische, jüdisch aussehende oder judenfreundliche Urlauber durch antisemitische Gäste und Einwohner gehörten ab etwa 1870 zur Tagesordnung. Wenige Jahre später gab es dann vom Kurorchester unter reger Beteiligung der Gäste die Borkumer Inselhymne zu hören: „Es herrscht im grünen Inselland ein echter deutscher Sinn, drum alle, die uns stammverwandt, ziehn freudig zu dir hin. An Borkums Strand nur Deutschtum gilt, nur deutsch ist das Panier. Wir halten rein den Ehrenschild Germania für und für! Doch wer dir naht mit platten Füßen, mit Nasen krumm und Haaren kraus, der soll nicht deinen Strand genießen, der muss hinaus, der muss hinaus! Hinaus!“

„Gesellschaftlicher“ Antisemitismus

Als Hintergrund für die Ausgrenzung der Juden vor dem Ersten Weltkrieg sieht Bajohr nicht einen religiös motivierten, sondern einen so genannten gesellschaftlichen Antisemitismus. Reisen war zu dieser Zeit noch ein Vorrecht der Oberschicht, des Hochadels und der Großbürger, das sollte sich bald ändern. Um die Jahrhundertwende hatte sich die Zahl der Gäste verzehnfacht. Bajohr ortet – auch nach Auswertung vieler Berichte Betroffener und der Beurteilungen des „Centralvereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens“ – Neid als Auslöser für die Entstehung antisemitischer Gefühle und zwar ausgehend vorwiegend von den Gästen, die Druck auf die örtlichen Verwaltungen ausübten.

Mit dem Aufschwung des Tourismus Ende des 19. Jahrhunderts erklärten sich Seebäder, Kurorte und Sommerfrischen gern als „judenfrei“, um deutsche Antisemiten der besseren Gesellschaft anzusprechen. „Jeder Antisemit zog weitere Gesinnungsgenossen auf die Insel, und die Borkumer begannen mehr und mehr, sich mit der Majorität der Gäste zu arrangieren, unter deren Ansturm die Insel wirtschaftlich florierte“, schreibt Bajohr und spricht von einer Koalition des Neides. Borkum bildete bei weitem keine Ausnahme.



Postkarte (um 1938)

„Reisen diente nicht nur allein der Gesundheit und persönlichen Erholung, sondern erfüllte auch eine Reihe wichtiger gesellschaftlicher Funktionen. Kontakte zu knüpfen, die Bäder waren Heiratsmärkte, Orte der Selbstdarstellung und mit Selbstdarstellung, war eben auch immer mit Ausgrenzung und Abgrenzung verbunden“, heißt es im Buch. Und die Juden, so Bajohr, waren die Ausgegrenzten: „Die Juden zählten nun zu denen, die sich eine Reise ins Bad leisten konnten, die, verglichen mit der Bevölkerung, gesellschaftlich höher gestellt waren, und das zog natürlich Ressentiments nach sich, und das führte dazu, dass sich diese Ressentiments auch bemerkbar machten.“

Die deutschen Nordseebäder und die Ostseestrände waren durch die Bank antisemitisch bis auf wenige Orte, die dann bis zur Machtergreifung der Nationalsozialisten jüdische „Urlaubsenklaven“ darstellten. Während sich Borkum als deutsche Insel hervortat, betonten andere Gemeinden ihren Antisemitismus nach außen hin etwas verhaltener – vor allem in Bayern und Österreich, da verkauften sich die Gemeinden oft als „christlicher“ Erholungsort – im Alltag war er aber umso schlimmer. Nach 1933 wurden Juden ganz offiziell aus sämtlichen Kur- und Badeorten vertrieben. Nun war der Antisemitismus ja von oben abgesegnet.

Unrühmliches Österreich

Der Bäder-Antisemitismus war kein deutsches Phänomen, wie Frank Bajohr betont. In Österreich wütete der „Sommerfrischen-Antisemitismus“ noch schlimmer als in Deutschland. Jüdische Zeitungen warnten



Postkarte (um 1938)

immer wieder vor unliebsamen antisemitischen Überraschungen. Das Israelitische Familienblatt bezeichnete die Habsburgermonarchie schon 1904 als das „gelobte Land des Radauantisemitismus“. Im Detail ging man dann immer wieder auf den Sommerfrischen-Antisemitismus ein, der in Österreich in größerer Intensität und Schärfe auftrat, schreibt Bajohr.

Hier sorgten die Aufrufe des radikalen Deutschnationalen Georg von Schönerer oder des Wiener Bürgermeisters Lueger für ein Klima, in dem der Sommerfrischen-Antisemitismus – im Gegensatz zum Deutschen Reich – nicht nur von den antijüdisch gesinnten Gästen ausging, sondern zentral von den Tourismusorganisationen, den Gemeindeverwaltungen oder Fremdenverkehrsvereinen. Beispiel Kitzbühel in Tirol: Schon 1897 beschloss die Generalversammlung des Fremdenvereins, dass Anfragen von Juden unberücksichtigt zu bleiben hätten. Die Sommerfrische Tragöß ließ 1908 Bänke mit der Aufschrift: „Für Juden und Judensprösslinge kein Platz“ aufstellen. Bergsteiger berichten von Worten wie „Saujud“ oder „Judengesindel“ in Gipfelbüchern. Wander-, Alpen- und Skivereine begannen schon früh, Juden auszuschließen.

Nach dem Zusammenbruch der Monarchie verschärfte sich die Gangart. Aus Sicht der Deutschnationalen waren von allen Nationalitäten im österreichischen Kernland die Juden als Minderheit übrig geblieben. Bald kam es in den Fremdenverkehrsorten zu antisemitischen Übergriffen. Ein regelrechter Wettbewerb unter den „judenreinen“

Orten setzte ein. Bajohr nennt u. a. Eferding in Oberösterreich, St. Margarethen in Kärnten, Mattsee, Krems an der Donau. Pöllau brüstete sich als „arische Sommerfrische ersten Ranges“, es hieß: „Judenreines Mittersill“, Tamsweg oder St. Veit im Mühlkreis bewilligten „den Aufenthalt nur Ariern“. In der Wachau oder in Schladming war überall zu lesen: „Juden nicht erwünscht“, während man es in Trofaiach etwas diskreter hielt: „Angenehmer Aufenthalt für christliche Familien“...

Die Zahl der „judenreinen Fremdenverkehrsorte“ war jedenfalls in Österreich mehr als doppelt so hoch wie im Deutschen Reich. Das Wort „arisch“ wurde hier geradezu inflationär verwendet, schreibt Bajohr.

Das jüdische Bürgertum suchte dennoch in den Erholungsorten die in den Städten verwehrte Integration und die soziale Anerkennung als Bürger unter Bürgern. So gab es in Österreich trotz der vielen antisemitischen Orte vor 1938 auch zahlreiche Gemeinden, die traditionell einen hohen Prozentsatz jüdischer Gäste hatten (Bad Gastein, Bad Ischl oder Bad Aussee). Bajohr nennt es ein fragiles Idyll, da Juden nur aus wirtschaftlichen Gründen als Gäste akzeptiert wurden. In diesem Zusammenhang konnte man in Österreich einen „saisonalen“ Antisemitismus in den ländlichen Regionen feststellen. „Viele sehr stark besuchte Sommerfrischen in Österreich sind bis Mitte Juni radikal antisemitisch, von Mitte Juni bis Mitte September verlogen judenfreundlich – Judengeld ist eben doch auch Geld – und vom halben September an wieder radikal antisemitisch“, so die Wiener Allgemeine Zeitung 1927.

„Juden unerwünscht“ – in Europa und den USA

Außer in den Niederlanden und Großbritannien waren Juden europaweit in Bade- und Kurorten unerwünscht. Beklemmend ist der Blick in die Vereinigten Staaten. Dort akzeptierten noch in den fünfziger Jahren etwa 30 Prozent der Ferienhotels keine jüdischen Gäste. Bajohr spricht vom „Resort Antisemitismus“ in den USA. Man warb mit Slogans wie „Keine Juden, keine Hunde, keine Schwindsüchtigen“. Das Phänomen war also auch in den USA weit verbreitet – doch ohne direkte Auswirkungen auf die

Politik. Nach einer landesweiten Untersuchung der seit 1913 tätigen Menschenrechtsorganisation „Anti-Defamation League“ gaben 23 Prozent aller amerikanischen Hotels 1957 unumwunden zu, dass sie keine jüdischen Gäste wollten.

Der Antisemitismus in den Tourismusgebieten bildete sich in den USA zeitgleich mit Europa im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts heraus. 1877 gab es den ersten dokumentierten Vorfall, als Henry Hilton in Saratoga Springs dem deutschen Bankier Joseph Seligman, einem Freund des damaligen US-Präsidenten Grant, die Aufnahme in sein Hotel verweigerte. Wenig später breitete sich der „Resort Antisemitismus“ wie eine Seuche aus. „Hebräer begehren vergeblich Einlass“ oder „Keine Moskitos, keine Malaria, keine Juden“, hieß es bald in vielen Hotels. Durch die Ausgrenzung von Juden hofften viele Hoteliers, eine sozial exklusive Klientel anzuziehen. „Die höchsten Kreise kommen nicht, wenn Juden da sind“, war die Begründung der Hotelbesitzer. Später hieß es dann statt „No Hebrews Wanted“: „Restricted Clientel“ oder „Selected Guests“. Gleichzeitig kam es in vielen Regionen zur Bildung regelrechter jüdischer Orte. Da gab es ein, zwei Hotels in jüdischem Besitz und schon blieben die nichtjüdischen Gäste fern.

Die Ausgrenzung war auch in den USA nicht auf den Fremdenverkehr beschränkt, Juden blieben auch bestimmte Wohngegenden verwehrt, oder die Mitgliedschaft in verschiedenen Clubs, Colleges und Universitäten. Nach einer Untersuchung der Anti-Defamation League akzeptierten noch 1962 mehr als die Hälfte der amerikanischen Clubs keine jüdischen Mitglieder.

„Umso mehr überrascht, dass der weitverbreitete gesellschaftliche Antisemitismus in den USA kaum Auswirkungen auf die politische Sphäre zeitigte. In der zutiefst individualistischen politischen Kultur der USA hatten politische Bewegungen keine Chance, die den Kampf gegen Juden in den Mittelpunkt ihrer Ideologie stellten ... Dementsprechend war auch der Resort Antisemitismus nicht von massiver antisemitischer Agitation begleitet, die für deutsche Seebäder wie Borkum nach dem Ersten Weltkrieg typisch war“, schreibt Bajohr.



Der jüdische „Parvenü“ als antisemitisches Klischee (Postkarte um 1900)

Der gesellschaftliche Antisemitismus hatte also in den anderen Ländern kaum Einfluss auf die Politik. In Deutschland und Österreich förderte er Vorurteile und Abneigungen gegen die Juden, ohne die die Ausgrenzungsmaßnahmen der Nazi-Diktatur vielleicht nicht so erfolgreich verlaufen wären. In diesem Sinn hat er den Boden für den politischen Antisemitismus und damit auch die Vernichtung der Juden mitbereitet.

Frank Bajohrs Buch bietet tiefe Einblicke nicht nur in einen bisher unerforschten Aspekt des Antisemitismus. Auch das gesellschaftliche Denken des ausgehenden 19. Jahrhunderts, das Judenfeindschaft erst ermöglicht hat, wird transparent. Ein spannendes Buch, auch für jene, die sich schon eingehend mit dem Thema Antisemitismus auseinandergesetzt haben.

Frank Bajohr: „Unser Hotel ist judenfrei“ – Bäder-Antisemitismus im 19. und 20. Jahrhundert. Fischer Taschenbuch Verlag, Frankfurt/Main 2003, 232 Seiten. ■



Foto: © Barbara Tóth

Paul Grünberg (81) mit seiner Ehefrau: „Ich kann nicht glauben, dass ich das erlebt habe-“

„Es war der Anfang einer sehr schiachen Zeit“

| Seit dem 13. November erinnert eine Gedenktafel im Ernst-Happel-Stadion daran, dass hier im November 1939 über tausend Juden interniert und rasekundlich vermessen wurden, bevor sie ins KZ Buchenwald deportiert wurden. NU sprach mit einem, der überlebt hat. |

Von Barbara Tóth

Paul Grünberg ist 81 Jahre alt, aber anzusehen ist es ihm nicht. Sein Blick ist klar, seine Stimme fest. Lange wollte er sich gar nicht an die Zeit damals erinnern, erzählt seine Frau. Mittlerweile spricht er öfters darüber.

Paul Grünberg hat das KZ Buchenwald überlebt, Auschwitz und den Todesmarsch. Seine gesamte Familie wurde umgebracht. Seine Jugend war schrecklich, sagt er, aber dafür geht es ihm jetzt sehr gut. Vielleicht ist das eine Art Ausgleich für all das Leid, meint er.

Die Grünbergs wohnen in einem kleinen Gemeindebau im Grünen am Rande von Wien. Obwohl Paul Grünbergs Leidensweg im Praterstadion begann, ist der Austrianer zeitlebens ein begeisterter Fußballer geblieben. Und seit sie Satellitenfernsehen haben, verfolgt Paul Grünberg auch die internationalen Spiele. Wenn seine Frau es ihm erlaubt.

NU: Herr Grünberg, Sie waren am 13. November bei der Enthüllung der Gedenktafel im Ernst-Happel-Stadion als einer von zwei Überlebenden dabei. Wie war das für Sie?

Grünberg: Ich war angenehm überrascht. Es hat zwar ein paar Jahrzehnte gedauert, aber es war irgendwie eine – wie soll ich sagen – es war nett. Es war eine Art Genugtuung.

NU: Erinnern Sie sich an den Tag, als Sie abgeholt wurden?

Grünberg: Die Erinnerungen sind natürlich sehr schlecht und ich habe sie im Laufe der Jahre Gott sei Dank verdaut. Aber vergessen kann man es nicht. Der September damals war der Anfang einer sehr schiachen Zeit. Am 11. September um 6 Uhr in der Früh hat man uns abgeholt. Sie kamen von der Wiener Schutzpolizei, drei Gesta-

poleute waren auch dabei. Sie steckten uns in ein Steyr-Baby, also so ein kleines Auto, und brachten uns in die Roßauer Kaserne. Dort war das Polizeigefängnis. Man hat uns einen sehr schönen Empfang gemacht. Wir mussten durch die Salzergasse laufen, links und rechts standen SS-Leute und haben uns durchgeprügelt. In einem großen Saal mussten wir uns mit dem Gesicht zur Wand aufstellen, mit erhobenen Händen, wurden getreten und geschlagen. Es war furchtbar. Gut, ich kannte es schon, weil ich mit meinem Vater auch schon am 10. September verhaftet wurde. Ich war so ein lungenkrank aussehendes Kind, wirkte ein bisschen schwächlich, obwohl ich gesund war, und deshalb haben sie mich noch einen Tag nach Hause geschickt.

NU: Wie alt waren Sie?

Grünberg: Ich war sechzehn Jahre alt wie Fritz Kleinmann, der zweite Überlebende, der in Österreich lebt. Wir sind zusammen in die Schule gegangen, wir kennen uns seit dem Kindergarten. Ob sechzehn oder sechzig, das machte damals aber keinen Unterschied.

NU: Von der Roßauer Kaserne hat man Sie dann – wie tausend andere Gefangene auch – in das Praterstadion gebracht. Dort blieben Sie knapp drei Wochen.

Grünberg: An das Stadion habe ich sehr traurige Erinnerungen. Ich habe dort das letzte Mal meine Mutter und meine Großeltern gesehen. Sie wollten mir einen Wintermantel bringen, ich sah sie durch das Gitter auf und ab gehen. Den Mantel durfte ich nicht nehmen. Niemand meiner Familie hat überlebt. Sie wurden später deportiert und sind umgekommen. Mich haben sie ins KZ Buchenwald gebracht. Sie führten uns zum Westbahnhof und steckten uns in Viehwaggons. Ein Schutzpolizist, ein Wiener, sagte beim Aufladen vor dem Stadion noch zu mir: „Wennst am Westbahnhof bist, dann rennst halt.“ Ich habe nicht gewusst, was er meinte, aber als ich am Bahnhof ankam, sah ich, dass sie pro Wagon sechzig Leute hineinprügelten. Er hatte mir offenbar einen Tipp geben wollen.

NU: Noch bevor Sie ins KZ deportiert wurden, wurden Sie im Stadion anthropologisch vermessen.

Grünberg: Ja, ich habe die Protokolle heute bei mir zu Hause liegen. Ich hätte auch meine Gesichtsmaske zurückbekommen können, aber

das wollte ich nicht. Es wurden Gipsabdrücke gemacht, sie haben das Gesicht vermessen, meine Augen, meine Nase, Mund, Ohren. Die haben uns behandelt wie Gegenstände. Wir konnten uns nicht rasieren, wir haben uns nur in diesen kleinen Toiletten waschen können, die heute noch im Stadion sind. Wir haben also alle fürchterlich ausgeschaут. Aber das war alles nicht das ärgste Übel, das Schlimmste kam danach.

NU: Sie landeten im KZ Buchenwald und blieben dort bis zum Jahr 1942.

Grünberg: Am 3. Oktober 1939 kamen wir nach Buchenwald, ins berüchtigte „kleine Lager“. Das war ein Lager im Lager. Wir hausten in Baracken, bekamen praktisch nichts zu essen. Ich hatte zu dieser Zeit nur mehr 39 Kilo. Die Ruhr brach aus, dann Typhus. Wir siechten dahin, jeden Tag trugen sie die Toten raus. Im großen Lager gab es einen gewissen Doktor Herzog, er war Blockältester und kam aus Wien. Er setzte sich für die Wiener Kinder ein und hat dreißig von uns ins große Lager geholt. Ich war dabei, Fritz Kleinmann und mein Vater. Dort wurden wir aufgepäppelt und in die normale Lagermaschinerie eingegliedert. Das war meine Rettung. Mein Vater ist dann im Juni verstorben – das heißt, verstorben worden.

NU: Sie waren somit ganz alleine?

Grünberg: Deshalb bin ich im Jahr 1942 mit nach Auschwitz gegangen. Meine Freunde sind für Auschwitz bestimmt worden. Wir wussten zwar, dass dort das Ende ist, aber haben uns gesagt, lieber freiwillig mitgehen als alleine bleiben. Dort blieben wir aber nur einige Tage und sind dann nach Monowitz verlegt worden, dort war eine IG-Farben-Fabrik. Da gab es gar nichts, nur Baracken und Stroh. Vor Kriegsende wurde ich dann in ein Kohlenlager versetzt, und dort erlebte ich dann das absolute Ende: den Todesmarsch. Vom 15. Jänner bis Mai im Jahr 1945. Da sind wir gegangen, nur gegangen. Wir haben von Schweinestallfressen gelebt. Wer nicht mehr konnte, wurde erschossen. Täglich wurden wir weniger. Ich hatte das Glück durchzukommen. Fritz Kleinmann war aber nicht mehr dabei, der hatte sich, glaube ich, als SS-Mann verkleidet und ist mit seinem Vater geflohen.

NU: Und als die Befreiung kam, waren Sie in ...

Grünberg: ... in der Tschechoslowakei, in Reichenberg. Wir wohnten bei einem ehemaligen ▶

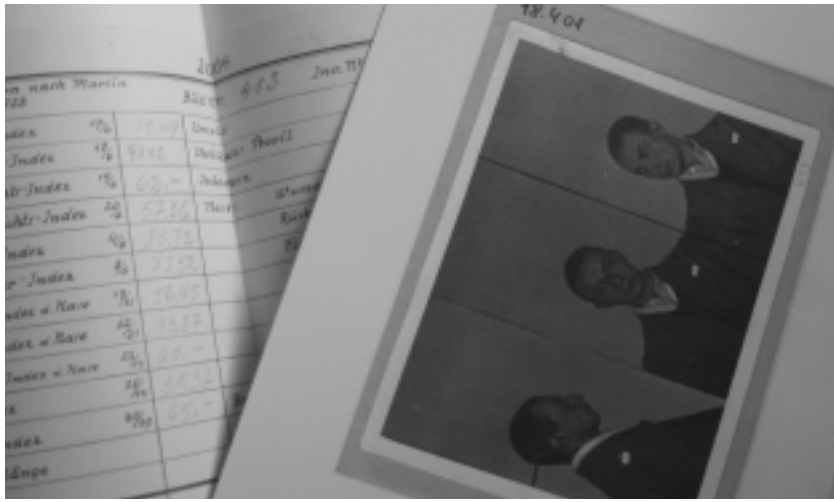


Foto: © Barbara Tóth

„Anthropologische“ Protokolle Grünberg:
„Die haben uns behandelt wie Gegenstände“

Blutordensträger, also einem besonders „verdienstvollen“ SS-Schergen. Der benutzte uns als Schutzschild. Wir wussten das zuerst nicht,

haben dann aber ein Foto von diesem Mann mit diesem Orden entdeckt. Ich blieb aber nicht lange, mich zog es nach Wien zurück. Mit Lastzügen brachten sie uns dann zurück. Dort habe ich niemand gefunden. Meine ganze Familie war weg. Niemand war mehr da. Ich bin der einzige Überlebende.

NU: Waren Sie je wieder im Ernst-Happel-Stadion?

Grünberg: Ja sicher, bei Fußballspielen. Ich bin ein leidenschaftlicher Austrianer. Ich hatte seinerzeit nicht einmal ein seltsames Gefühl, wenn ich ins Stadion ging. Ich hatte das ganz verdrängt. Seltsamerweise erinnere ich mich jetzt wieder öfter als früher. Aber wenn ich davon erzähle, glaube ich es selber nicht. Ich kann es irgendwie gar nicht glauben, dass ich das alles erlebt habe. ■

Die verdrängte Geschichte des Ernst-Happel-Stadions

Von David Forster

Fußballmatches, Musikkonzerte, Sportevents – dafür ist das Wiener Ernst-Happel-Stadion (Praterstadion) bekannt. Dass hier einst über tausend Juden interniert, anthropologisch vermessen und dann ins KZ Buchenwald transportiert wurden, wissen die wenigsten. Wenige Tage nach dem Angriff der Deutschen Wehrmacht auf Polen am 1. September 1939 verfügte Reinhard Heydrich, der Chef der Sicherheitspolizei und des Sicherheitsdienstes, die Verhaftung aller männlichen Juden mit polnischer Herkunft (d. h. Personen mit polnischer Staatszugehörigkeit oder sog. Staatenlose, die in Polen ihr Heimatrecht besaßen). Vom 9. bis zum 11. September wurden im Zuge einer Verhaftungswelle in Wien über tausend jüdische Männer überfallsartig festgenommen, darunter Menschen aus den Alteinrichtungen der Israelitischen Kultusgemeinde und Jugendliche. Die Polizei brachte die Gefangenen nach einigen Tagen ins Praterstadion, wahrscheinlich wegen der Überfüllung der Wiener Gefängnisse. Das zwischen 1928 und 1931 erbaute Praterstadion war mit einem Fassungsvermögen von 60.000 ZuschauerInnen eine der modernsten Sportarenen der 30er Jahre. Die

jüdischen Gefangenen wurden in den Gängen von Sektor B unterhalb der Tribünen inhaftiert. Einmal am Tag erhielten die Internierten eine Suppe und ein Stück Brot, nächtigen mussten sie auf Strohlagern. Die Haftbedingungen im Stadion – einschließlich der Behandlung der Gefangenen durch ihre Bewacher von der Wiener Schutzpolizei – lassen sich selbstredend nicht mit dem Grauen der Konzentrationslager vergleichen, aber die auf die Verhaftungswelle folgende Internierung der Juden im Prater bildete den Auftakt für die Deportation und Vernichtung. Die Häftlinge wurden über ihr weiteres Schicksal im Unklaren gelassen und waren von der Außenwelt abgeschlossen. Vor den Toren des Stadions gingen Verwandte der Gefangenen auf und ab und hielten nach ihren Lieben Ausschau.

Am Morgen des 25. September begann eine anthropologische Kommission unter der Leitung von Dr. Josef Wastl, dem Kustos der anthropologischen Abteilung im Naturhistorischen Museum in Wien, mit „rassekundlichen“ Untersuchungen an den inhaftierten Juden. Wastl, NSDAP-Mitglied seit 1932, zeichnete bereits für eine im Mai 1939 eröffnete Ausstellung über das

„Erscheinungsbild der Juden“ verantwortlich und suchte nun nach neuem „Material“ für seine Forschungen über „Untermenschen“. In den folgenden Tagen führte die Kommission Vermessungen an 440 Häftlingen im Stadion durch, dabei wurden z. B. die Kopflänge und -breite sowie die Hand- und Fußlänge der inhaftierten Juden festgestellt, Fotos und Gipsmasken angefertigt und Haarproben entnommen.

Am 30. September wurden die Internierten direkt vom Stadion zum Westbahnhof gebracht. Einige wenige Männer wurden dort entlassen, den Großteil der Häftlinge – wahrscheinlich insgesamt 1.038 Menschen – pferchte die SS unter Prügeln in Viehwaggons. Die Männer wurden in das KZ Buchenwald deportiert. In den folgenden Monaten wurden hunderte der aus dem Wiener Stadion deportierten Juden im KZ Buchenwald ermordet – im Sommer 1940 lebte nur noch rund ein Drittel dieser Menschen.

Der Umgang mit den Opfern und Tätern der „Stadionaktion“ nach Kriegsende ist eine typische Geschichte der Zweiten Republik. Von den 1.038 aus dem Wiener Stadion ins KZ Buchenwald deportierten Menschen wurden 44 entlassen, nur 27 erlebten im Jahr 1945 die Befreiung. Zu den wenigen Überlebenden zählten auch Gustav und Fritz Kleinmann, der in den KZs Buchenwald, Auschwitz und Mauthausen inhaftiert gewesen war. Im Jahr 1953 beantragte Fritz Kleinmann eine Haftentschädigung nach dem Opferfürsorgegesetz aus 1947. Die Haftzeit im Stadion wurde ihm damals von der zuständigen Behörde nicht angerechnet, erst im Jahre 1988 erhielt er auch für die drei Wochen Haft im September 1939 die gesetzlich vorgesehene Summe von 860 Schilling. Die Mutter und die Schwester von Fritz Kleinmann waren ermordet worden, eine weitere Schwester konnte sich ebenso wie

sein Bruder ins Ausland retten.

Dr. Wastl hingegen wurde 1945 von seinem Dienstposten enthoben und 1948 in den Ruhestand versetzt. Im Jahr 1949 wurde er zum gerichtlichen Sachverständigen für menschliche Erbbiologie bestellt und fertigte bis zu seinem Tod Vaterschaftsgutachten an. 1956 ordnete Wastl die „Normaufnahmen“ der im Stadion internierten Juden in die Fotosammlung des Naturhistorischen Museums ein. Das Schweigen über die Vorgänge im Praterstadion dauerte bis Ende der 90er Jahre an. Erst ein Generationswechsel in der Abteilung für Archäologische Biologie und Anthropologie des Naturhistorischen Museums leitete einen Umschwung im Umgang mit diesem Teil der NS-Geschichte ein, die Aufarbeitung der Vermessungen an Juden wurde begonnen.

Auf meine Initiative wurde am 13. November dieses Jahres vom Wiener Bürgermeister Michael Häupl im Praterstadion eine Gedenktafel enthüllt, die an die Vermessung und Deportation der jüdischen Bevölkerung erinnert. Zwei Überlebende, Fritz Kleinmann und Paul Grünberg, waren anwesend. Ein dritter Zeitzeuge Wiener Herkunft, Gershon Evan, lebt heute in den USA.

Mag. David Forster, geboren 1972 in Wien, studierte von 1991 bis 1999 Politikwissenschaft und Geschichte an der Universität Wien. Nach seinem Abschluss war er u. a. Mitarbeiter der Historikerkommission der Republik Österreich, Mitarbeiter im Projekt „Österreichische Opfer der NS-Militärjustiz“ des Wissenschaftsministeriums, Mitarbeiter am Institut für Rechts- und Kriminalsoziologie sowie Lehrbeauftragter am Institut für Politikwissenschaft der Universität Wien. ■



Foto: © Pressefoto Votava

Zeitzeuge Fritz Kleinmann (links) und Paul Grünberg (Mitte) mit Bürgermeister Michael Häupl (rechts)



Fotos: © Kreuziger

Miguel Herz-Kestranek (links) im Gespräch mit Imre Kertész (rechts)

„Auschwitz war die zweite Vertreibung aus dem Paradies“

| *NU dokumentiert ein Gespräch zwischen Literaturnobelpreisträger Imre Kertész und dem Künstler Miguel Herz-Kestranek darüber, wie Literatur den Holocaust bewältigen kann – und auch wieder nicht.* |

Herz-Kestranek: Herr Kertész, mich hat vor allem das Ende Ihres Drehbuches „Schritt für Schritt“ zum „Roman eines Schicksallosen“ sehr irritiert. Sie sprechen von den Momenten des Glücks im KZ, die Ihr Protagonist erlebt. Das habe ich noch nie so gelesen, weil es wahrscheinlich auch noch nie so ausgesprochen wurde. Wie viel ist da von Ihnen, oder haben Sie das dem Jungen stellvertretend auf den Leib geschrieben?

Kertész: In der Einführung zum Drehbuch habe ich den Unterschied zwischen einem Roman und einem Drehbuch geschildert. Im Roman habe ich dieses Ende von Anfang an aufgebaut. Diese Worte, die skandalös klingen, sind von Anfang an da. Ich wollte das so. Am Ende sollte etwas passieren, das wie Sprengstoff wirkt. Vielleicht ist das schockierend, aber das war mein Ziel.

Herz-Kestranek: Ja, offenbar, weil durch diesen Schock werden wir zu einer völlig anderen Stellungnahme aufgefordert. Wir haben uns – also ich kann nur von mir sprechen – in unserem Opferbild so gut eingerichtet und können sagen: Wir wissen, wie das war, wir wissen, wie die gefühlt haben, und wir wissen, wie wir uns heute dazu verhalten müssen. Und jetzt kriegen wir

plötzlich einen Gedanken präsentiert, der sicher nicht untypisch für sehr viele war, und müssen sagen: Moment, da muss ich das ja alles überdenken.

Kertész: Sie müssen die Last übernehmen, das stimmt. Bei einem Erinnerungsroman oder in einem moralisierenden Roman finden Sie das nicht. Der Junge in meinem Buch ist überhaupt kein Opfer, er fühlt sich nicht als Opfer. Er ist ein freier Mensch.

Herz-Kestranek: Ist, nachdem Sie dieses Drehbuch geschrieben haben, das Thema für Sie zu Ende geschrieben? Oder wird das immer so bleiben, dass Sie sagen: Eigentlich ist das das Thema und alles, was ich schreibe, hat irgendwo damit zu tun?

Kertész: Es ist so, wie Sie es sagen. Ich habe etwas erlebt, was für unsere Zivilisation, für die Geschichte überhaupt ganz entscheidend war. Ich blieb bei dem Thema. Ich schrieb noch drei Romane, aus immer fernerer Perspektiven. Im Roman „Liquidation“ haben die Figuren überhaupt keine unmittelbaren Erlebnisse mehr in Auschwitz. Nur haben sie sie geerbt – und mit

diesem schweren Erbe ringen sie jetzt.

Herz-Kestranek: Und wie geht es Ihnen persönlich? Wird Ihre Last durch das Wegschreiben leichter oder bleibt die Last?

Kertész: Wenn man Erinnerungen beschreibt, dann erinnert man sich an eine Wirklichkeit. Aber wenn man einen Roman schreibt, dann muss man diesen Stoff, dieses Material einfach erschaffen. Ich bin es gewesen, der dieses Auschwitz im Roman erfunden hat. Wie eine schreckliche Idee. Das ist meine Freude, meine Sünde, mein Leid und mein Triumph. Und dadurch, dass ich das alles neu schaffe, habe ich diese Realität von damals irgendwie verloren.

Herz-Kestranek: Eine theoretische Frage: Wenn Sie noch hundert Jahre Zeit hätten und noch vierzig Romane schreiben würden, könnten Sie anfangen, etwas vollkommen anderes zu schreiben, das überhaupt nichts mehr mit dem Holocaust zu tun hat?

Kertész: Das ist das Problem. Auschwitz ist überall da, wenn auch nicht direkt. In jedem Thema der Kunst von heute sieht man einen Bruch, eine Gebrochenheit. Etwas ist passiert, was unvergesslich ist.

Herz-Kestranek: Das heißt, es war ein markanter Punkt, wie eine Zeitenwende, wie die Vertreibung aus dem Paradies. Auschwitz war eine zweite Vertreibung aus dem Paradies.

Kertész: Genau. So präzise habe ich das noch nie formuliert gehört. Das ist so. Ja!

Herz-Kestranek: Ein österreichischer Denker hat vor zwei Jahren gesagt: Mit der Betroffenheitsheuchelei von Menschen, die nicht betroffen sein können, die sich aber zur Betroffenheit verpflichtet fühlen, weil das politisch korrekt ist, muss Schluss sein. Man soll das der Geschichte überantworten, dort ist ihr Platz. Ist das möglich?

Kertész: Ich glaube nicht, dass es möglich wäre. Jede Generation muss ihre Arbeit machen – sich mit der eigenen Nation im gesamten Ausmaß identifizieren. Die deutschsprachigen Generationen müssen sich mit dem Land Deutschland identifizieren, und dazu gehört auch dieses Erbe. Die Sache ist nicht erledigt. Auch nicht jetzt in der dritten Generation. Die Taten einer Generation werden von der zweiten Generation geleugnet, aber die dritte Generation nimmt vieles der

ersten Generation, der Großvätergeneration, wieder an.

Herz-Kestranek: Das ist aber dann ein europäisches Problem. Mit den Arabern können Sie darüber nicht sprechen, weil die sagen: Der Holocaust geht mich nichts an. Das heißt man kann einem Araber das auch gar nicht begreiflich machen. Er hat innerlich keinen Bezug dazu. Es ist ihm wurscht.

Kertész: Es ist ihm wurscht, weil er hat diese Revolutionen, die die Europäer erlebt haben, nicht durchgemacht. Die Europäer haben einen großen Weg, Renaissance, Französische Revolution und so weiter hinter sich. Und Auschwitz hat das alles widerlegt. Das kann nur ein Europäer verstehen und nachfühlen.

Herz-Kestranek: Gibt es eine Botschaft wie: Bleibt wachsam oder glaubt an das Leben oder seid trotz allem positiv? Als Nobelpreisträger haben Sie ja auch „gefälligst“ einen Satz zu sagen, der ganz gültig ist, das muss ein Nobelpreisträger ja können. Gibt es so einen Satz?

Kertész: Es gibt keinen.

Imre Kertész war im Rahmen der Aktion „Eine STADT. Ein BUCH.“ – bei dem hunderttausend Gratisexemplare seines Drehbuches „Schritt für Schritt“ verschenkt wurden – in Wien. Das Gespräch fand am Samstag, dem 22. November, im Galasaal des Hauptsponsors, der Fernwärme Wien, statt. Miguel Herz-Kestranek ist Schauspieler, Vizepräsident der Schriftstellervereinigung PEN und hat mehrere Bücher zum Thema Holocaust geschrieben.

Dokumentation: Barbara Tóth



Frederic Morton (links) und Imre Kertész (rechts)



Fotos: © privat

Walter Arlen und seine Schwester Edith: „It was a glorious time – und ich war mitten drin“

Die letzte Blaue

| *Walter Arlen, 1920 in Wien als Walter Aptowitzer geboren, emigrierte in die USA, wo er als Musikkritiker der Los Angeles Times und Professor an der Loyola University Karriere machte. Ein Porträt.* |

Von Marianne Schulze

Bei seinem ersten Konzert – Beethovens „Neunter“ – ist Walter Arlen vor lauter (Pauken-)Schreck unter den Sitz gekrochen. Wie oft er die „Ode an die Freude“ in seinem reichen Musikerleben gehört hat, ist schwer zu sagen; dass diese nicht Grundthema seines Lebens wurde, soll im Folgenden skizziert werden: Begonnen hat alles auf der Budel des familieneigenen Kaufhauses Dichter am Brunnenmarkt, wo er im Alter von fünf Jahren Schlager wie jenen über „die letzte blaue“ Straßenbahn zum Besten gegeben hat. Sein fürsorglicher Großvater, Leopold Dichter, nahm ihn zu Otto Erich Deutsch, dem Ersteller des gleichnamigen Schubert-Verzeichnisses, mit und dieser stellte sein absolutes Gehör fest und empfahl Klavierunterricht. Das Fräulein Friedländer schloss ihm die Tür zur großen Musikwelt auf und „machte aus mir einen Musiker“, wie er heute meint. Im Alter von zehn Jahren begann er zu komponieren und äußerte wenig später den Wunsch, Komponist zu werden, was mit einem „z’erst machst die

Matura“ quittiert wurde. Der Einmarsch der Nationalsozialisten beendete elterliche, großelterliche und sonstige Karrierepläne, denn innerhalb weniger Stunden war das Kaufhaus „arisiert“, nicht ohne dass der Familienschmuck aus der im selben Haus befindlichen Wohnung auf Geschäftspapier aufgelistet wurde, was Jahre später eine Entschädigungszahlung verhinderte, da er ja „Geschäftseigentum“ war.

Das Leben von Walter Arlen war fortan eine Tour de Force der Bittgesuche: bei der Gestapo, um seinen Vater aus Buchenwald zu befreien, und gleichzeitig beim Ariseur, dem Bankier Topolansky, der das Sperrkonto „verwaltete“. Schlussendlich war er gezwungen, seine Mutter und seine Schwester Edith in Wien auf den Vater wartend zurückzulassen, da sein Visum für die Vereinigten Staaten ablief.

In Chicago angekommen, arbeitete er in diversen Fabriksjobs, bis die emotionale Belastung durch die Trennung von seiner Familie – die in

der Zwischenzeit in London drei Mal ausgebombt wurde – zu viel wurde und er einen Nervenzusammenbruch erlitt. „Ich hab Glück gehabt“, sagt er, ein russischer Psychotherapeut nahm sich seiner an und nach einiger Zeit begann er sogar wieder zu komponieren, studierte beim Orgelkomponisten Leo Sowerby und reichte einige Lieder bei einem Wettbewerb an einem Chicagoer Konservatorium ein – und gewann prompt den ersten Preis: Kompositionsstunden bei Roy Harris.

Dieser äußert den Wunsch, Arlen zum Assistenten zu machen. Nachdem die Familie aus London nachgezogen ist, wird er 1947 Harris' „companion“ oder „Mädchen für alles“. In Nashville, Tennessee, belegt er einen Bachelor-Lehrgang in Komposition, den er im Eiltempo absolviert. Der Wunsch „auf eigenen Beinen zu stehen“ stößt bei Harris auf wenig Gegenliebe und so trennen sich die Wege in Kalifornien, wo Arlen an der University of California, Los Angeles (UCLA) in Komposition inskribiert und mit Master-Titel abschließt.

Er studiert Musikkritik beim Rezensenten der Los Angeles Times, Albert Goldberg, der ihn nach einigen Kritiken zu seinem Assistenten machen möchte. Walter Arlen ziert sich jedoch wegen mangelnder Englischkenntnisse. Schlussendlich gehen die beiden zusammen zu Konzerten und jeder verfasst eine Kritik. Wenig später geht Goldberg auf Urlaub und überlässt ihm mit den Worten „You do the Stravinsky“ die Uraufführung der „Cantata“ 1952. Es folgen 28 Jahre bei der Los Angeles Times.

„It was a glorious time – und ich war mittendrin“, sinniert er. Igor Strawinsky, Aaron Copland, Jascha Heifetz oder Virgil Thomson: – „Sie wünschen wir spielen“. Die gloriose Zeit

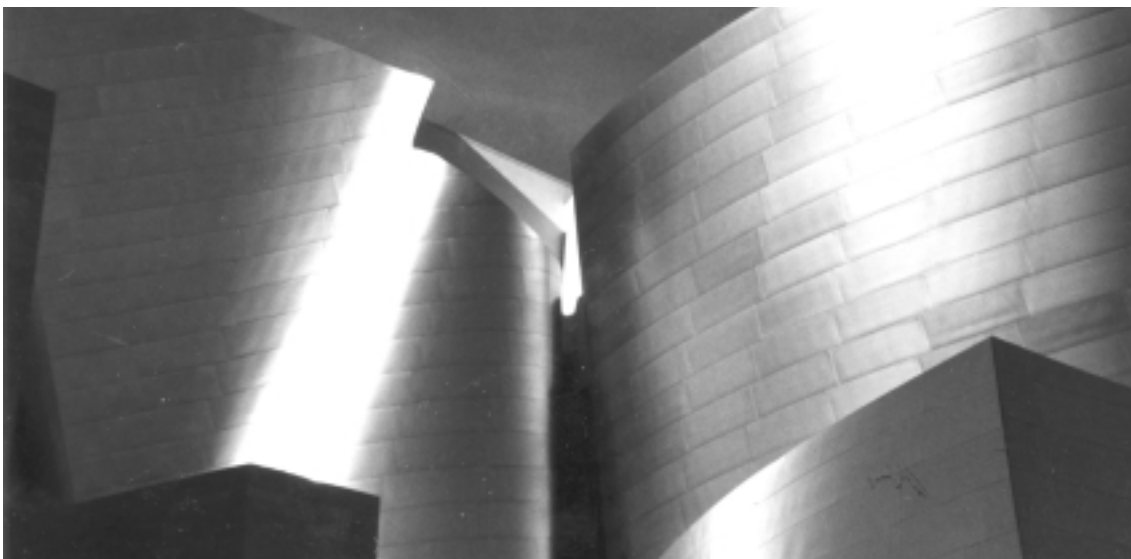
hatte jedoch etwas unterbezahlt begonnen und so hat Arlen viele Jahre zusätzlich unterrichtet. Seine Verbindung mit dem Wiener Steingutfabrikanten Conrad Lester führt ihn schließlich an die Loyola University, wo er in mühsamer Kleinarbeit eine ganze Musikabteilung aufbaut. Die Nonne, die ihm aus Geldmangel zur Seite gestellt wird, „hat von Musik keine Ahnung“ und so ersucht ein leicht verzweifelter Walter Arlen, sie zwecks Bildung nach Europa zu schicken. Allein, sie kommt mit einem vernichtenden Urteil über Europa und ohne die erhoffte musikalische Horzonterweiterung zurück. Da hat er mit den „Frauen, die a bisserl a Geld haben und katholisch sind“ mehr Glück – deren Unterstützung ermöglicht die Anschaffung des ersten Klaviers.

1986 legt er eine „Pause“ ein und schreibt – gleich einer „Explosion“ – nach fast 30 Jahren Unterbrechung dreizehn Kompositionen, u. a. Lieder und Klavierstücke, bevor er 1990 emeritiert. Im Jahr 2000 bemüht er sich zum wiederholten Mal um die Noten seines Budelschlägers „Die letzte Blaue“ und wird schließlich in der Albertina fündig. Er schreibt eine Komposition mit gleich lautendem Titel – auf Grund einer Augenerkrankung wird es eine der letzten Kompositionen Walter Arlens.

Dieses Porträt basiert auf einem Tonbandinterview für den Orpheus Trust, Verein zur Erforschung und Veröffentlichung vertriebener und vergessener Kunst, Wien

(<http://www.orpheustrust.at>).

Die Autorin Marianne Schulze ist derzeit Fulbright-Stipendiatin am Center for Civil and Human Rights, Notre Dame University Law School, Indiana. ■



Walt Disney Concert Hall in Arlens neuer Heimat Los Angeles



Foto: © Ilse Mayer-Gehrken/Suhrkamp Verlag

Die Kulturindustrie frisst ihren Kritiker

| Der Vordenker der Kritischen Theorie Theodor W. Adorno wäre heuer hundert Jahre alt geworden. Thomas Schmidinger analysiert für NU aktuelle Neuerscheinungen über den 1969 verstorbenen Soziologen, Philosophen, Musiktheoretiker und Komponisten. |

Von Thomas Schmidinger

Zum hundertsten Geburtstag Theodor W. Adornos am 11. September dieses Jahres sind nach langen Jahren des Vergessens wieder Bücher, TV-Dokumentationen und eine Flut von Artikeln über den Vordenker der Kritischen Theorie erschienen. Viele dieser Texte wirken jedoch mehr wie eine pietätvolle Entsorgung Adornos bzw. seiner Kritik denn wie eine kritische Würdigung seines Werks. Adorno wird in den meisten Texten des Mainstreams nicht mehr als Antithese zu deutschen Zuständen gelesen, sondern als Vordenker des neuen Deutschlands, quasi als intellektuelles Aushängeschild und Beweis der Überwindung der Ideologeme des Nationalsozialismus in den Nachfolgestaaten des

nationalsozialistischen Deutschen Reiches. Tatsächlich kehrte Adorno, im Gegensatz zu vielen vom nationalsozialistischen Deutschland vertriebenen jüdischen WissenschaftlerInnen und Intellektuellen, 1949 nach Deutschland in das wieder errichtete Institut für Sozialforschung zurück. Dies bedeutete jedoch nicht seine Aussöhnung mit der Gesellschaft der Täter. Adorno sah in seiner Arbeit in Deutschland eine Möglichkeit, im Rahmen der „reeducation“ einen Beitrag zur Zivilisierung dieser deutschen Gesellschaft zu leisten. Er formulierte zeit seines Lebens scharfe und öffentlich wahrnehmbare Kritik an allen Tendenzen, die deutsche Vergangenheit zu verharmlosen oder ein Wiederaufleben antidemokratischer und

antisemitischer Denkmuster zu akzeptieren. Wie wenig Adorno dabei der deutschen Nachkriegspolitik vertraute, zeigt seine Frage an einen Studenten, der für kurze Zeit verhaftet gewesen war, ob er denn gefoltert worden wäre. In seiner Kritik an jedem noch so unbedenklich scheinenden Wiederaufflackern autoritärer oder antisemitischer Denkweisen schreckte er auch vor Kritik an und in der Linken nicht zurück. Sein vom starren Denken parteikommunistischer Schulen losgelöster Marxismus, der später auch die Erkenntnisse der Psychoanalyse inkludierte und als „Frankfurter Schule“ bezeichnet wurde, passte nicht in das binäre Denken kommunistischer Parteien und K-Gruppen, das aus der deutschen 68er-Bewegung hervorgegangen war. Für die StudentInnen wurde Adorno, der sich zeit seines Lebens weigerte, sein autonomes Denken einer konkreten politischen Bewegung unterzuordnen, zunehmend zum Angriffspunkt.

Adorno, der neben seiner Tätigkeit als Musiker, Musikkritiker und seinen philosophischen und sozialwissenschaftlichen Schriften über den Antisemitismus oder den autoritären Charakter heute vor allem auch als Kritiker der Kulturindustrie bekannt ist, wurde spätestens zu seinem hundertsten Geburtstag selbst zu einem Produkt der Kulturindustrie. Wer die Artikel und Darstellungen zu Adorno in den letzten Monaten genauer analysiert hat, kann sich des Eindrucks nicht erwehren, dass es den meisten RezipientInnen heute nicht mehr um eine Beschäftigung mit Adornos Kritik und mit seinem Werk geht, sondern um eine kulturindustrielle Verwertung seiner Biographie. Sein Werk verschwindet hinter seiner Biographie. Vielfach wird versucht, seine Kritik dort, wo sie an die Substanz des falschen Bewusstseins geht, als verständliche Übertreibung eines durch seine Biographie etwas überempfindlichen Juden zu „erklären“. Das aber verhindert eine weitere, inhaltliche Auseinandersetzung. Adornos aktuelle kulturindustrielle Verwertung wird derart zum Beleg für die Richtigkeit seines wohl bestbekannten Diktums: „Es gibt kein richtiges Leben im falschen.“ (Minima Moralia, I, 18, Ges. Schriften Bd. 4, S. 19)

Angesichts dieser Verwertung von Adornos Biographie sollten weniger die zu Adornos hundertstem Geburtstag erschienenen Biographien als vielmehr jene Bücher, die sich mit Adornos Werken beschäftigen, das Interesse der LeserInnen hervorrufen. Das Theodor W.

Adorno Archiv hat anlässlich des hundertsten Geburtstags seines Namensgebers nicht nur Band VIII der Frankfurter Adorno-Blätter aufgelegt, sondern diesen auch mit den sieben zuvor erschienenen Nummern in einem gemeinsamen Schuber auf den Markt gebracht. Die Blätter enthalten neben Beiträgen über Adornos Werk auch kleinere Texte Adornos, die erst nach der Herausgabe der Gesammelten Schriften bei Suhrkamp aufgefunden worden waren. Als besonderer Anreiz befindet sich in Band VII auch eine CD, die Kompositionen von Adorno und ihm nahe stehenden Komponisten der Zweiten Wiener Schule wie Alban Berg, Arnold Schönberg oder Anton Webern enthält. Für jene, die an Adornos Kritik der Kulturindustrie interessiert sind, bieten die beiden im Verlag Westfälisches Dampfboot erschienenen Bände von Heinz Steinert interessanten Lesestoff: „Adorno in Wien. Über die (Un-)Möglichkeit von Kunst, Kultur und Befreiung“ sowie „Die Entdeckung der Kulturindustrie. Oder: Warum Professor Adorno Jazz-Musik nicht ausstehen konnte“.

Im selben Verlag ist zu Adornos Hundertstem ein Sammelband unter dem Titel „Marginalien zu Adorno“ erschienen, der Beiträge von Jens Maaßen, Timo Skrandies, Arnd Hoffmann und Thomas Bedorf enthält. Eine Beschäftigung mit Adorno wird jedoch auch in Zukunft nicht ohne die Lektüre seiner eigenen Schriften das Auslangen finden. Sie sind bei Suhrkamp erschienen. ■

*Rolf Tiedemann im Auftrag des Theodor W. Adorno Archivs (Hg.): „Frankfurter Adorno Blätter“
Band I bis VIII im Schuber
EUR 100,-*

*Heinz Steinert:
„Adorno in Wien. Über die (Un-)Möglichkeit von Kunst, Kultur und Befreiung“
ISBN 3-89691-556-8
EUR 24,80*

*Heinz Steinert:
Die Entdeckung der Kulturindustrie. Oder: Warum Professor Adorno Jazz-Musik nicht ausstehen konnte
ISBN 3-89691-557-6
EUR 24,80*

*Arnd Hoffmann / Thomas Bedorf / Timo Skrandies / Jens Maaßen: Marginalien zu Adorno
ISBN 3-89691-553-3
EUR 24,80*



Synagoge außen, 1938

Streit um die Synagoge Baden

| Die Kultusgemeinde Wien kämpft mit leeren Kassen, dennoch soll in Baden die Synagoge um 2,75 Mio. Euro revitalisiert werden – so manches Wiener Gemeindemitglied versteht angesichts von Einsparungen und Kündigungen diese Ausgaben nicht. NU versuchte im Gespräch mit dem Kritiker Harry Bergmann und dem Projektverantwortlichen und Präsidenten des Synagogenvereins Baden, dem Kultusrat Thomas Schärf, Argumente und nicht nur die Gerüchteküche zu Wort kommen zu lassen. |

Von Alexia Wernegger

Beinahe hätte es ja gar nichts mehr gegeben, was revitalisiert oder renoviert werden könnte: 1988 hatte man im Vorstand der Kultusgemeinde Wien den Abbruch der Überreste der 1873 erbauten Synagoge in Baden beschlossen. Dagegen formierte sich Widerstand – die Hauptaktivisten: Peter D. Eggenhofer, Georg Chaimowicz und eben Thomas Eliezer Schärf. Sie machten es sich zum Ziel, die zusehends verfallende Bausubstanz mit Mitteln der öffentlichen Hand wieder in Stand zu setzen.

Der Abbruch war verhindert, doch es zogen wieder mehr als zehn Jahre ins Land, bevor der Synagogenverein Baden und der nunmehrige Präsident der auch für Niederösterreich und das Burgenland verantwortlichen IKG Wien, Ariel

Muzicant, im Oktober 2002 feste Unterstützungszusagen vorweisen konnten. Demnach kommt das Land Niederösterreich zur Hälfte für die Kosten auf, die Stadtgemeinde Baden für ein weiteres Viertel. Die Kultusgemeinde sollte das Restviertel tragen.

Eben diese verbleibenden 25 Prozent – in absoluten Zahlen 687.000 Euro – erregen derzeit den Unmut einiger Gemeindemitglieder, zumal bezüglich der Aufbringung des Betrages diverse Gerüchte die Runde machten. Da ist zum einen die Rede von einem knappen und auf Druck herbeigeführten Kultusratsbeschluss, auf Grund dessen das Bauprojekt – trotz Finanzmisse und strengem Sparpaket – bestritten werden soll. Da wird zum anderen kolportiert, der Nationalfonds werde für diese Kosten aufkom-

men. Dann wieder heißt es, es gelte, Sponsoren zu finden. Und im Hintergrund lauert das Killer-Argument: Komme man nicht für das Viertel auf, seien die bereits zugesagten Mittel von Land und Stadt dahin.

Die Reaktionen der Mitglieder reichen von „Da kündigen wir Mitarbeiter, aber das können wir uns leisten?“ bis zu „Was interessiert uns Wiener eine Synagoge in Baden?“. Was bei so manchem aber zunehmend für Verwirrung sorgt, sind die unklaren Aussagen zu diesem Projekt. Werbe-Experte und Gemeindeglied Harry Bergmann, dessen Vater auf dem Badener Friedhof begraben liegt, meint dazu: „Da ist von verschiedensten Beträgen die Rede, unter anderem von zehn Millionen Schilling. In einer Situation, wo Kündigungen ausgesprochen werden, ist es vollständig unverständlich, da zuzustimmen.“ Vielleicht gehe es aber auch um einen ganz anderen Betrag, vielleicht werde der auch gar nicht von der Gemeinde aufgebracht, jeder sage etwas anderes. Genau dieses Informationsloch gelte es zu füllen, fordert Bergmann die Gemeindeführung auf. Dann wäre es nämlich auch möglich, sachlich über die Angelegenheit zu sprechen.

Etwas Licht in die Angelegenheit bringt nun Thomas Schärf. Zum Ersten sei bereits ein privater Sponsor für zwei Prozent gefunden – offen sei daher noch ein Betrag von 23 Prozent. Für diesen gibt es nun folgenden Stufenplan: In Gesprächen mit Nationalratspräsident Andreas Khol (ÖVP) und dem Zweiten Nationalratspräsidenten Heinz Fischer (SPÖ) habe Muzicant von diesen eine Zusage erhalten, sich für eine Bundesfinanzierung der noch fehlenden Mittel zu verwenden. Abgewickelt werden könnte diese über den Nationalfonds, zuvor müsste aber noch ein entsprechendes Budgetüberschreitungsgesetz für den Fonds beschlossen werden. Ähnlich sei man im Fall der Synagoge Graz vorgegangen.

Stufe zwei: das Auftreiben von Sponsorengeldern. Und Stufe drei: die Veräußerung der an das Synagogen-Grundstück grenzenden Liegenschaft. Das könne aber nur „das äußerste Mittel“ sein, betont Schärf. Kein Eigentümer, der über ein angrenzendes Grundstück verfüge, würde das heute verkaufen, noch dazu, wo es sich im Zentrum von Baden befinde, das wäre „ein großer Verlust“.

Definitiv nicht finanziert werden die verbleibenden 23 Prozent demnach aus dem Budget der Kultusgemeinde. Dazu meint Schärf: In seiner Brust wohnten zwei Seelen, jene des



Synagoge innen, 1938

Wiener und jene des Badener Kultusrats. „Seitens der Wiener Kultusgemeinde wird es nach dem derzeitigen Stand der Dinge keine Vorfinanzierung geben. Sollten die Gelder nicht aufgetrieben werden, wovon ich derzeit angesichts der Gespräche mit Khol und Fischer nicht ausgehen möchte, wird der Synagogenverein sicher mit aller Vehemenz versuchen, die Gelder aufzutreiben. Nichtsdestotrotz wird es im äußersten Fall zu einer Verwertung der letzten dafür noch zur Verfügung stehenden Liegenschaft kommen müssen, um dieses Projekt zu verwirklichen.“

Den auf Grund der fehlenden Mittel immer wieder verschobenen Baubeginn erhofft sich Schärf nun für die kommenden ein bis zwei Monate. Die Bauzeit wurde mit 14 Monaten veranschlagt. Die Entwürfe wurden von Architekt Ivan D. Weinmann gefertigt. Mit der Umsetzung von Restaurierung, Revitalisierung, Zubau sowie Innen- und Außenausstattung des Sakralbaus wurde die Hugo Durst GmbH als Generalunternehmer beauftragt. Nach Fertigstellung soll es 75 Plätze für Männer und 40 für Frauen geben, des Weiteren einen Veranstaltungsraum und eine Küche, in der für größere Gesellschaften kosher gekocht werden kann. Geführt wird die Synagoge nach orthodoxem Ritus werden, einen eigenen Rabbiner werde man sich aber nicht leisten können, so Schärf.

Er hofft dennoch, die rund 150 in Baden und im

südlichen Niederösterreich lebenden Juden in Zukunft verstärkt ansprechen zu können. Weitere Zielgruppe: jüdische Kurgäste aus dem Ausland. Früher sei Baden beliebter Ferienort von Exilanten gewesen, an diese Tradition wolle man anknüpfen und nun eben Nachfahren etwa aus den USA oder Israel nach Baden holen.

Wienern, die gegen das Projekt wettern, hält Schärf entgegen: „Wenn manche Wiener meinen, wir brauchen in Baden keine Synagoge, so verstehe ich das – weil die Niederösterreicher brauchen auch keine Synagoge in Wien.“ Zudem solle man berücksichtigen, dass in Niederösterreich mehr Juden leben würden „als in jeder anderen Kultusgemeinde außerhalb Wiens“. Und, noch schärfer: „Ich finde es eigentlich eine Frechheit, so etwas von sich zu geben – eine derartige Argumentation ist für mich mehr als verfehlt.“

Schärf sieht außerdem eine Verpflichtung der Kultusgemeinde Wien gegenüber Baden, die sich historisch ergeben hat. Die IKG Wien sei in Folge der Sprengelerweiterung um Niederösterreich und das nördliche Burgenland nach dem Zweiten Weltkrieg auch Eigentümerin des umfangreichen Immobilienbesitzes der dortigen Gemeinden geworden. Viele dieser Liegenschaften seien veräußert worden, außer einer Teilrenovierung des Badener Bethauses 1999 sei aber kein Geld wieder reinvestiert worden. „Ich erachte es daher für mehr als recht

und billig, dass die niederösterreichischen Juden nun das bekommen, was ihnen zusteht.“ Über Jahrzehnte habe die Wiener Gemeinde hier eine Zuständigkeit für sich in Anspruch genommen, aber keinen Beitrag geleistet.

www.synagogenverein.at



Synagoge Baden, Umbau 1883

info

Die Synagoge Baden

Erbaut wurde die Synagoge Baden 1873. Die erste Renovierung erfolgte 1903. 1938 wurde das Inventar des Tempels im Zuge der November-Pogrome von den Nationalsozialisten völlig ausgeräumt und geplündert. In der Folge wurde das Gebäude von den Nazis zweckentfremdet: Sie schlossen den Luftraum zwischen den Galerien, wodurch ein neues Geschöß eingefügt wurde.

Nach Kriegsende brachten die russischen Besatzer in der Synagoge ein Materiallager unter. Erst 1952 wurde die Immobilie an die

IKG Wien – als Rechtsnachfolgerin der Badener Jüdischen Gemeinde – rückgestellt. Die Mittel zur Renovierung fehlten – und so verfiel der Bau zunehmend.

Für die wenigen nach Baden zurückgekehrten Gemeindemitglieder wurden die Gottesdienste zu den hohen Feiertagen zunächst im Sanatorium Esplanade abgehalten. 1963 wurde dann ein Hofgebäude, das früher als Sitzungssaal und Religionsschule gedient hatte, als Bethaus adaptiert und wird seither von der Gemeinde für Gottesdienste und Feierlichkeiten genutzt.

Jüdische Musik vom Feinsten

| Oberkantor Shmuel Barzilai stellt seine neue CD vor: *The Symphony of Prayer*. Elli Jaffe hat das Radio Symphonie Orchester Wien dirigiert und das Arrangement geschrieben. |

Von Danielle Spera

Oberkantor Shmuel Barzilai sorgt für Schlagzeilen. Bei der Präsentation seiner neuen CD „The Symphony of Prayer“ gibt es im Jüdischen Museum nicht einmal mehr einen einzigen Stehplatz, von den Sitzplätzen ganz zu schweigen – ein Andrang, wie man ihn nicht oft an Veranstaltungsorten findet. Dass Barzilai ein vielseitiger Künstler ist, beweist er an diesem Abend einmal mehr. Von der Stimme her ein lyrischer Tenor, reicht sein Repertoire von liturgischer Musik über jüdische Soulmusik, chasidische Lieder und Klezmer bis hin zu Opern- und klassischer Gesangsliteratur. Gerade auf seiner neuen CD hat der Oberkantor Gelegenheit, seine Bandbreite darzustellen. Was findet sich auf der neuen CD? Jedenfalls: jüdische Musik vom Feinsten, eine gelungene Mischung aus jiddischer, klassischer Kantorenmusik und populärer Musik.

Zum Hintergrund der Lieder auf der „Symphony of Prayer“-CD: Am Beginn steht das „Shechy-Anu“ – der Segensspruch für die Feiertage oder zu speziellen Gelegenheiten: „Wir danken dir, dass du uns diesen speziellen Augenblick gegeben hast.“

„Mamele“ – ein jiddisches Lied, ein Liebeslied auf die Mutter. Dieses Lied ist der Mutter von Shmuel Barzilai gewidmet, die vor kurzem verstorben ist.

„Kevakoras“ – ein spezielles Gebet für Rosch Ha Schana und Jom Kippur, wo Gott über die Zukunft der Juden für das nächste Jahr entscheidet. Ein Lied, bei dem im Tempel jeder mitsingt, sozusagen der „Top-Hit“ der Feiertage.

„Das jiddische Lied“ – darin sind einige Lieder für die hohen Feiertage, für Rosch Ha Schana, Jom Kippur und Simchat Thora verpackt.

„Or Chadash“ – das neue Licht, ein Teil des Morgengebets. „Jeden Tag machst Du die Schöpfung neu.“

„Schma Israel“ – die Musik zum „Höre, Israel“ hat Shmuel Barzilai selbst komponiert.

„Modim“ – das Dankgebet, das man drei Mal täglich spricht.

Das „Carlebach Medley“ – Lieder von Schlomo Carlebach, dem bekannten Rabbi-

ner, Sänger und Komponisten, der uns viele wunderbare Lieder hinterlassen hat.

Den Schluss der CD bildet „Lo Teda Milchama“: Du sollst vom Krieg nichts mehr wissen. Wir wollen uns die Schönheit des Lebens nicht vom Krieg zerstören lassen. Mit dieser Forderung nach Frieden klingt die CD aus.

Auf der CD wird Shmuel Barzilai vom Radio Symphonie Orchester Wien unter Leitung von Elli Jaffe begleitet, der auch das Arrangement für das Orchester geschrieben hat.

Shmuel Barzilai stammt aus Tel Aviv und hat dort seine Ausbildung am Institut für Kantoren und Musik absolviert, seit 1992 ist er Oberkantor der Wiener jüdischen Gemeinde. Erinnerung – Erinnerung durch Musik, das Weitergeben von Traditionen auch durch die Musik, dem hat sich Barzilai mit Leib und Seele verschrieben und das ist auf seiner neuen CD ganz besonders zu spüren. Ein außergewöhnliches

Musikerlebnis. ■

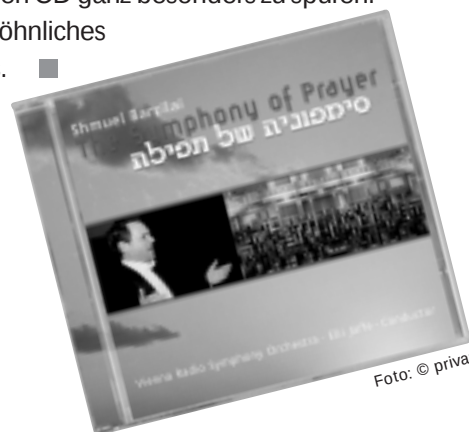


Foto: © privat



Foto: © Fotostudio Wilke

Shmuel Barzilai: dem Weitergeben von Musik voller Traditionen verschrieben



Fotos: © P. Rigaud

Menasse zu Javor: „Was passiert, wenn die ÖVP stärkste Partei wird? Legt sie sich wieder mit dem Verlierer ins Bett?“

Dajgezzen und Chochmezzzen

| Erwin Javor und Peter Menasse dajgezzen und chochmezzzen* über die Perspektivlosigkeit der österreichischen Innenpolitik |

Javor: Lass uns über die Innenpolitik sprechen. Ich glaube, es schaut überhaupt nicht gut aus. Wenn im Frühjahr Wahlen wären, würde die ÖVP einen gleich großen, wenn nicht größeren Erfolg feiern als beim letzten Mal.

Menasse: Sagst du das nur, weil die Umfragen das Gegenteil behaupten? Ganz nach dem Motto: Die österreichischen Meinungsforscher haben sich noch jedes Mal vertan.

Javor: Ja, du weißt, ich bin ein traditioneller Mensch und vertraue auf die Beständigkeit im Irrtum. Ich gebe jedoch zu, dass Prognosen in die Zukunft mitunter unsicher sind. Aber im Ernst: Die Alternativen zu Schüssel sind leider nicht gerade attraktiv, und sogar ich müsste in der Wahlzelle lange nachdenken, wer das kleinere Übel ist.

Menasse: Schüssel ist doch ein völlig uninspirierter Mensch, ohne jede Vision von Aufbruch und Freude an der Zukunft. Er nimmt den klei-

nen Leuten ihr Geld weg, ohne dass sie irgendwas bekommen und sei es nur ein bisschen Hoffnung. Seine Devise ist: Wir brauchen das Haus Österreich nicht aufstocken, zum Lachen ist ohnehin der Keller da.

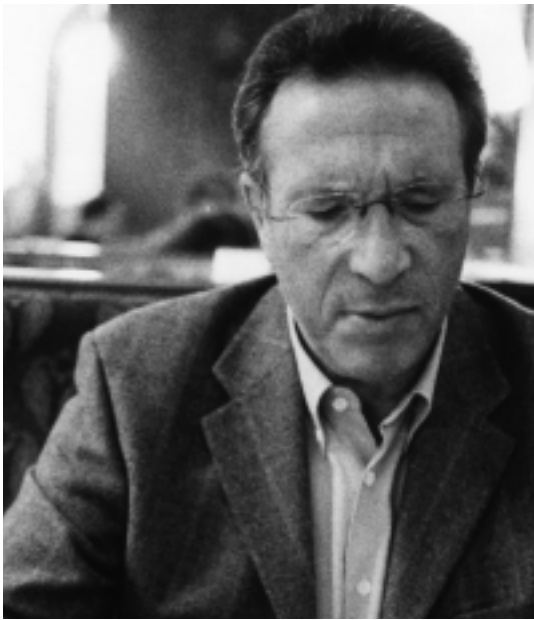
Javor: Ich denke nicht, dass das von der Bevölkerung so gesehen wird, sonst hätte Schüssel schon die letzte Wahl nicht mehr gewonnen. Die Leute glauben seiner „Spartheorie“, weil sie den Unterschied zwischen Staatshaushalt und Familienbudget nicht verstehen.

Menasse: Du meinst, wenn sie schon im Privaten die Schulden nicht wegbekommen, wollen sie, dass wenigstens der Staat gut dasteht? O. K., und was passiert also dann, wenn die ÖVP wieder die stärkste Partei ist? Legen Sie sich dann wieder mit den Verlierern ins Bett?

Javor: Viel Platz würde die FPÖ nach den nächsten Wahlen im schwarzen Bett nicht einnehmen. Aber es werden sich die Bettge-

*dajgezzen: sich auf hohem Niveau Sorgen machen;

**chochmezzzen: alles so zu verkomplizieren, dass niemand – einschließlich einem selbst – sich mehr auskennt.



Javor: „Am besten wäre es, wenn der Schüssel und Muzicant gleichzeitig gingen“

schichten ohnehin arithmetisch nicht ausgehen. Nach meiner Prognose aber auch nicht eine rot-grüne Mehrheit. Und dann wird Österreich entweder unregierbar, oder einer der beiden möglichen Koalitionspartner besteht darauf, dass es einen anderen Kanzler als Schüssel gibt. Oder meinst du, dass die SPÖ nochmals so dumm sein könnte, mit diesem Mann zu verhandeln?

Menasse: Bitte frage mich nicht, was die SPÖ vor hat, das kann vermutlich nicht einmal sie selbst beantworten. Aber die Grünen stehen doch schon ziemlich nervös in den Startlöchern. Und Eva Glawischnig war bei den letzten Koalitionsverhandlungen bereits ganz auf Bussi-Bussi mit der Frau Gehr.

Javor: Sei nicht frauenfeindlich.

Menasse: Gut, dann stellen wir uns lieber vor, wie Van der Bellen sich in neoösterreichischer Tradition zu Schüssel hinunterbeugt. Also die beiden Parteien dürften sich schon sehr nahe sein in ihrem grundsätzlichen Konservatismus.

Javor: Ich bin überzeugt, dass Schüssel trotz des von mir angenommenen Wahlsieges nicht mehr Kanzler sein wird. Die beiden möglichen Partner werden sich nicht wie Lemminge verhalten. Es kommt also zu Schwarz-Grün oder Schwarz-Rot mit einem neuen Kanzler.

Menasse: Nu, wir sind doch aber im NU. Was hat das alles mit den Juden zu tun?

Javor: Mich interessiert daran, ob eine neue Regierung auch einen neuen Kurs gegenüber der Kultusgemeinde fahren wird oder ob sich die derzeitige zugespitzte und emotionale Situation weiter fortsetzt. Am besten wäre es, wenn Schüssel und Muzicant gleichzeitig gingen.

Menasse: Du schon wieder im Vorwärtsgang gegen den Präsidenten. Was hat er denn mit dem Dilemma zu tun? Die meisten Juden sind der Ansicht, dass durch ihn überhaupt erst die Restitution in Gang gebracht wurde.

Javor: Nebbich. Das war sicher die internationale Situation und nicht die kleine österreichische Gemeinde. Ich erinnere daran, dass der Jüdische Weltkongress zuerst die Schweiz und ihre Banken in die Knie gezwungen und dann auch die Verhandlungen mit der Republik Österreich geführt und abgeschlossen hat. Das Einzige, was Muzicant beigetragen hat, ist, dass nicht ausgezahlt wird. Er blockiert bekanntlich durch Beteiligung an den Prozessen in den USA diese Gelder und verhindert, dass betagte Menschen endlich zu ihrem Recht kommen. Ich glaube auch, dass jeder Kompromiss mit Schüssel und Muzicant unmöglich geworden ist.

Menasse: Also wir beide sind heute zu pessimistisch. Ich habe noch meine Chanukka-Wunder offen und die sage ich jetzt: Im Frühjahr verliert Haider in Kärnten, die Frau Burgstaller wird Landeshauptfrau von Salzburg und der Muzicant wird einsichtig und hört endlich auf dich.

Javor: Amen



Menasse: „Bitte frag mich nicht, was die SPÖ vorhat“

„Wer die Polterer integriert, zahlt einen Preis“

MEINUNG

„Wussten Sie, dass es nur unter der SPÖ in Wien möglich ist, dass schwarzafrikanische Asylbewerber mit Designeranzug und Luxus handy ihren Drogengeschäften ungestört nachgehen können?“, „Wussten Sie, dass in den Lesebüchern unseren Wiener Kindern bereits seitenweise türkische und serbokroatische Texte aufgezwungen werden?“ Zwölf Fragen dieses Niveaus zierten die Postwurfsendung und das Flugblatt, mit dem im Oktober 2000 zur großen Schlussveranstaltung im Wahlkampf der Freiheitlichen (FPÖ) in die Wiener Innenstadt eingeladen wurde. Der Ausgang der Wahl ist über die Grenzen Österreichs hinaus bekannt. Die nahezu 27 Prozent der Stimmen sollten die Eintrittskarte der FPÖ in die Regierung werden. Jörg Haider wurde zwar weder Vizekanzler noch Regierungsmitglied, aber er unterschrieb das Koalitionsabkommen, dem auf Verlangen des Bundespräsidenten eine in der Geschichte der Republik einmalige Präambel vorausgestellt wurde, die für Demokraten selbstverständliche Bekenntnisse zu einem europäischen Verfassungs- und Rechtsstaat auflistete. Die Miene des Bundespräsidenten bei der Vereidigung der Regierung wurde legendär.

Nun hat Christoph Blocher in der Schweiz seine 27 Prozent. Der Weg zum Wahlerfolg wurde mit ähnlichen Mitteln erzielt, sein Zugang zur Politik und viele seiner Positionen gleichen dem freiheitlichen Strickmuster, auch wenn er selbst mit Haider nur wenig gemein hat. In der ausgebrochenen Ratlosigkeit beginnt sich eine These wie eine ansteckende Krankheit auszubreiten: Nehmt Blocher in Regierungsverantwortung, und seine Partei wird ebenso dem Niedergang anheim fallen, wie das die FPÖ inzwischen tut. Seit ihrer Regierungsverantwortung verliert diese nämlich nicht nur durchgängig bei sämtlichen



Foto: © Institut für eine Offene Gesellschaft

Wahlgängen, sondern sie wurde bei der Nationalratswahl 2002 nahezu auf ein Drittel reduziert (das hinderte die ÖVP allerdings nicht daran, mit der nunmehrigen 10-Prozent-Partei die Regierungsarbeit fortzusetzen). Dazu kommt der innere Zerstörungsprozess der Partei, der von manchen ebenso mit der Regierungsbeteiligung begründet wird. Fazit: Bundeskanzler Schüssel sei der gewiefte Drachentöter, während vor allem der sozialdemokratische Kanzler Vranitzky durch seine konsequente Gegnerschaft zu Haider diesen politisch gemästet habe.

Mir scheint diese Folgerung nicht nur zu kurz gegriffen, sie verschweigt auch den Preis, den die Bürgerinnen und Bürger und mit ihnen die Demokratie für ein solches Projekt zahlen. Ich habe zu jener Minderheit in Österreich gehört, die die Maßnahmen der anderen 14 EU-Mitglieder (die Regierung taufte sie clever „Sanktionen“) als grundsätzlich richtig empfunden hat. Die Argumentation wurde einem allerdings nicht leicht gemacht: Ich konnte weder die rechtsstaatlichen Defizite im europäischen Prozedere gutheißen noch die gravierende strategische Lücke, kein Ausstiegsszenario vorzusehen. Vor allem Letzteres hat sich tatsächlich eher als Bumerang erwiesen, weil die Aufhebung, die sieben Monate später aufgrund des Berichts der Weisen erfolgte, von der Koalition als – nachträgliche – Reinwaschung gefeiert wurde. Dies war weder die Absicht des Berichtes gewesen, noch war ein solcher Schluss gerechtfertigt, aber die Öffentlichkeitsarbeit

funktionierte. In diesen sieben Monaten lernte und übernahm die ÖVP die Kommunikationsstrategie der FPÖ: Die Gesellschaft wird in zwei Gruppen geteilt – wir und die anderen. „Wir“ ist positiv belegt, „die anderen“ negativ, „wir“ sind die Opfer, „die anderen“ die Täter. Das Beispiel der Maßnahmen der EU-14 war ein wunderbares Exerzierfeld, auf dem auch die „Vereinnahmung“ als weiterer wichtiger Kommunikationsbaustein eingesetzt werden konnte. Regierung und Österreich wurden gleichgesetzt und damit der Unterschied zwischen Opposition und Regierung, ein Kennzeichen jeder Demokratie, aufgehoben. Alle wurden in die Verteidigungspflicht genommen, „Schulterschluss“ war das geflügelte Wort, wer nicht mitmachte, galt als Nestbeschmutzer. Nach diesem Muster wird seither gearbeitet. Öffentliche Angriffe auf Kontrollinstanzen wurden mit persönlichen Verunglimpfungen unterfüttert, laufende Ermittlungen gegen hohe freiheitliche Funktionäre mit unverhohlenen öffentlichen Drohungen quittiert, die Mitarbeiter des ORF sahen sich aufgrund des „unerträglichen Ausmaßes“ des Drucks der Regierungsparteien bis hin zu „persönlichen Einschüchterungsversuchen von Redakteuren“ genötigt, sich an die Öffentlichkeit zu wenden, kritischen

Äußerungen von Wissenschaftlerinnen, Journalisten und anderen wurde mit Klagen begegnet. Antisemitische und fremdenfeindliche Witzchen fanden nicht mehr nur in der Hinterstube, sondern an Rednerpulten einer Regierungspartei statt. Die ÖVP erwies sich dabei nicht als Korrektiv, der Bundeskanzler schwieg beharrlich und erwarb sich den Beinamen Schweigekanzler. Der Stellenwert rechtsstaatlicher Spielregeln bis hin zur Verfassung wurde aufgeweicht. Wer hat nun wen in die Schranken gewiesen? Die FPÖ versucht das, was auch von Blocher erwartbar ist: Sie will Opposition und Regierung zugleich sein. Weil sie an Glaubwürdigkeit verliert, verliert sie Stimmen. Das ist eine Seite. Aber als Koalitionspartner kann sie auch etwas durchsetzen. Neben einschlägiger Personalpolitik, deren Nachhaltigkeit nicht zu unterschätzen ist, muss sie dies naturgemäß bei den mit ihr assoziierten Themen und mit ihr vertrauten Mitteln tun, um erkennbar zu bleiben. Es liegt auf der Hand, dass das auf das rechtsstaatliche und demokratische Niveau drückt. Und das ist erst der eigentliche Wahlsieg.

Dieser Kommentar ist am 26. 10. 2003 in der Sonntagsausgabe der Neuen Zürcher Zeitung erschienen.

Nur wer intelligent und nachhaltig kommuniziert, wird seine Inhalte durchsetzen.

service matters

Full Service PR-Agentur
Strategische Kommunikationsberatung
Medien- und Präsentationstraining

membership matters

ECCO International Public Relations Limited, London
PRVA – Public Relations Verband Austria
PR-Group Austria

communication matters

Kollmann, Raunig & Menasse
Public Relations GmbH
A-1040 Wien, Kolschitzkygasse 15/14
T +43/1/503 23 03, F 503 24 13
office@comma.at
www.communicationmatters.at

**communication
matters**

Alltagsgeschichten

Von Erwin Javor

MEINUNG

Seit Jahren lese ich täglich mehrere Zeitungen. Nicht immer gelingt mir das, teils aus Zeitmangel, teils aus Bequemlichkeit. Dann horte ich, zum Missvergnügen meiner Frau, einen Haufen Altpapier und konsumiere diesen zum Wochenende. Wenn ich etwas Interessantes entdecke, schneide ich den einen oder anderen Artikel aus und hebe ihn auf. Wenn dann nach einiger Zeit mein Schreibtisch unübersichtlich geworden ist, entsorge ich schlussendlich widerwillig und mit schlechtem Gewissen die Zeitungsausschnitte.

Ich nehme mir immer wieder vor, dafür Mappen anzulegen und diese schön zu beschriften, aber es gelingt mir, wie bei so vielen meiner guten Vorsätze, nicht. Eine einzige Tageszeitung jedoch lasse ich nie bis zum Wochenende ungelesen: die Kronen Zeitung. Ich lese sie immer am Tag des Erscheinens und das wenn irgend möglich schon zum Frühstück. Die Kronen Zeitung ist bekanntlich die meistgelesene und mächtigste Zeitung in diesem Land mit der bei weitem größten Auflage aller Medienprodukte. Es heißt, dass sie – in der Relation zur jeweiligen Bevölkerung eines Landes – zu den größten Zeitungen der Welt zählt. Aber das ist wahrlich nicht der Grund, der mich dazu bringt, täglich Teile dieser Druckschrift zu studieren.

Die „Kronen Zeitung“ gehört vor allem deshalb zu meiner täglichen Pflichtlektüre, weil sie seit Jahrzehnten die Geisteshaltung vieler Österreicher negativ beeinflusst und reflektiert. Das rechtzeitige Erkennen gewisser Tendenzen in unserem Land ist für einen Juden, der Lehren aus der Geschichte gezogen hat, einfach lebensnotwendig. Die „Krone“ wendet sich Tag für Tag mit großem Erfolg vorrangig an eine Leserschaft, die Liberalität und



Toleranz nicht gerade mit der Muttermilch aufgesogen hat. Das Rezept für den großen Erfolg dieser Zeitschrift ist einfach: ein bisschen Schwarzweißmalerei, ein gerüttelt Maß an Unterstellungen, persönliche Diffamierungen und über allem einfache Lösungsvorschläge für komplexe Problemstellungen. Dazu kommt noch ein wichtiger Faktor, nämlich die Präsentation eines Schuldigen. Mal sind es die angeblich dealenden Schwarzafrikaner, mal der eine oder andere Politiker, der sich gegenüber Herrn Dichand nicht unterwürfig genug verhalten hat. Die „Hauptschuldigen“ am allgemeinen Unglück waren jedoch, solange Hans Dichand Chefredakteur und alleiniger Machthaber der „Kronen Zeitung“ war, sehr oft die Juden. Wer sonst? Natürlich wurde das Wort Jude durch gewisse Codes ersetzt. So z. B.: „Jüdischer Weltkongress“, die „Ostküste“, Zionisten, jüdische Lobby oder die IKG.

Man muss nur auf gewisse Knöpfe drücken und das „gesunde Volksempfinden“ wehrt sich und schreibt sogleich pflichtschuldigst einschlägige Leserbriefe. Die Methode, niedrige Instinkte zu wecken, ist hinlänglich bekannt und hat sich schon zu Luegers Zeiten bewährt. Hans Dichand

hat mit seiner „Krone“ in Österreich ein Klima geschaffen, das Jörg Haider überhaupt erst möglich gemacht und gleichzeitig das Liberale Forum zerstört hat. Und dieser Hans Dichand, der sich für die Rechte der Sudetendeutschen stark macht, die Verbrechen ehemaliger Wehrmachtangehöriger verharmlost und in einer Kampagne Tschechien mit einem Veto droht, dieser Mann, man höre und staune, spendet neuerdings an jüdische Organisationen.

Es ist schlimm genug, dass „Chabad“ und einige kleine, gemeinnützige Frauenorganisationen, deren hingebungsvolle Arbeit zugegebenermaßen für unsere Gemeinde von enormer Wichtigkeit ist, von ihm Spenden annehmen. Dass aber der Vizepräsident der Kultusgemeinde von jemandem Zuwendungen annimmt, der schon vor Jahrzehnten mit der „Judenserie“ von Herrn Reimann, mit antisemitischen Kommentaren von „Staberl“ und bis vor kurzem noch mit hinterhältigen antijüdischen Gedichten von Martin Wolf Stimmung gemacht hat, ist unerträglich. Obendrein geht er damit auch noch stolz an die Öffentlichkeit und bedient auf diese Weise das antisemitische Klischee, dass die Juden käuflich seien.

Ich stehe auf dem Standpunkt, dass die IKG unter keinen Umständen Schandgeld von Menschen annehmen darf, die dem

Judentum Schaden zugefügt haben und damit spekulieren, sich reinwaschen zu können. Jene aber, die meinen, eine solche Handlung sei gerechtfertigt, müssen sich überdies bewusst sein, dass die Spendenbeträge des Herrn Dichand aus seiner Portokasse kommen. Es sind laut IKG-Vizepräsidenten Oskar Deutsch von den fünf Sponsoren (Magna, Porr, Nationalbank, Raiffeisen und Kronen Zeitung) insgesamt 100.000 Euro geflossen. Ein kleiner Preis also, den die Krone für ein offizielles Lob der Kultusgemeinde zu lohnen hatte.

Durch die Annahme dieser Gelder wurde aber eine gefährliche Grenze überschritten. Mit dem gleichen Recht könnten jüdische Institutionen theoretisch Zuwendungen von „schlagenden Burschenschaften“ annehmen. Ich schäme mich, dass Verantwortliche jüdischer Organisationen es für möglich halten, Almosen von einem Mann anzunehmen, der unter anderem mit Rassismus, Antisemitismus und der Ausgrenzung Andersdenkender sein Geld verdient hat.

Im Übrigen bin ich der Meinung, dass die derzeitigen Kosten unserer Infrastruktur nicht mehr seriös zu finanzieren sind. Und wir alle sollten vermeiden, vom Wohlwollen der heutigen und auch jeder zukünftigen österreichischen Regierung abhängig zu sein.



P.B.B. ► VERLAGSPOSTAMT 1010 WIEN ► ZULASSUNGSNR.: 02Z033113M

IMPRESSUM

OFFENLEGUNG GEMÄSS MEDIENGESETZ:

Herausgeber: Verein Arbeitsgemeinschaft jüdisches Forum mit Sitz in 1011 Wien, Postfach 1479. Obmann: Johann Adler, Schriftführer: Martin Engelberg, Kassier: Erwin Javor

Grundsätzliche Richtung: **NU** ist ein Informationsmagazin für die Mitglieder der IKG und für ihnen nahe stehende, an jüdischen Fragen interessierte Menschen. **NU** will den demokratischen Diskurs fördern.

HERAUSGEBER UND MEDIENINHABER:

Arbeitsgemeinschaft jüdisches Forum, 1011 Wien, Postfach 1479
Internet: www.nunu.at, E-Mail: office@nunu.at, Fax: +43/1/715 05 45-15
BA-CA (BLZ 12000) Kto.-Nr. 08573 923 300

MITARBEITER DIESER AUSGABE:

Martin Engelberg, David Forster,
Erwin Javor, Peter Menasse (Chefredaktion),
Peter Rigaud (Bildredaktion),
Thomas Schmidinger, Heide Schmidt, Marianne Schulze,
Saskia Schwaiger (Schlussredaktion),
Danielle Spera, Barbara Tóth, Alexia Wernegger.

ANZEIGEN:

Anton Schimany (0664/300 77 06)

SATZ & LAYOUT:

ECHOkom
1070 Wien, Schottenfeldgasse 24
Telefon: +43/1/526 26 76-0